1,70 DM / Band 333
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-

NEU

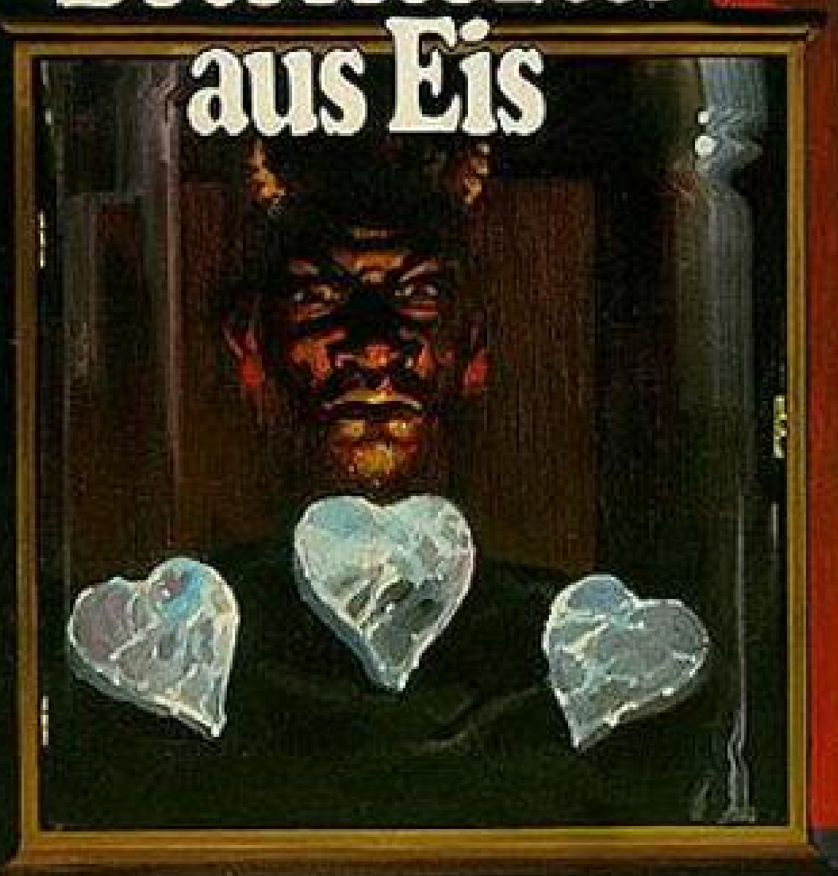
BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Drei Herzen aus Eis



Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Drei Herzen aus Eis

John Sinclair Nr. 333

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 20.11.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Drei Herzen aus Eis

Eigentlich hatte Sabrina Page nichts dagegen, wenn die Blicke der Männer über ihre junge nackte Haut mit den beiden hübschen Brusthügeln glitten, aber der Mann, der in diesem Augenblick das Sonnenstudio betrat, gefiel ihr nicht.

Nicht daß er unattraktiv gewesen wäre. Im Gegenteil, an seinem Aussehen war nichts auszusetzen. Aber seinen Blick mochte Sabrina nicht.

Sie hatte mit ihren zwanzig Jahren schon zahlreiche Männerblicke kennen gelernt. Gleichgültige, gierige, abschätzende und lauernde.

Aber der Blick dieses Mannes war anders. Stechend, kalt, gleichzeitig abschätzend und entwürdigend…

Sabrina bekam eine Gänsehaut, obwohl sie auf der Sonnenbank lag.

Sie hatte sich auf den Rücken gelegt. Unter ihr befand sich die durchsichtige Platte mit den langen Röhren. Das gleiche existierte noch einmal über ihr. Sabrina hatte durch den Schalterdruck das Oberteil dicht an ihren Körper geholt, daß die Röhren sie schon fast berührten und sie das beklemmende Gefühl bekam, in einem Sarg zu liegen.

Wer braun sein wollte, mußte leiden. Sabrina hatte nicht die Zeit, in ein Schwimmbad zu gehen, der Urlaub war erst im Herbst geplant. Aber sie wollte ebenso braun sein wie die knackigen Girls, die aus Ibiza zurückkamen und dort ein Fest nach dem anderen gefeiert hatten.

Deshalb blieb ihr nur die Sonnenbank.

In dem kleinen Raum standen sechs Bänke. Im Sommer war das Studio wenig belegt, deshalb hatte sich Sabrina auch in den ersten Minuten allein dort aufgehalten.

Dann war der Mann gekommen. Sie kannte ihn zwar, aber heute kam er ihr unheimlich vor.

Zwischen den einzelnen Liegen befand sich jeweils ein Raum, der breit genug war, um normal zu gehen.

Der braunhaarige Mann setzte sich dort, wo Sabrina ihn genau sehen konnte. Nur die Gangbreite trennte sie.

Sabrina versuchte, ihn zu ignorieren. Sie hielt die Augen fast geschlossen, starrte in die Höhe, aber sie hatte das Gefühl, als könnte der andere bis in die Tiefen ihrer Seele schauen. Eine Gänsehaut bildete sich auf Ihrem Körper. Sie zwang sich, nicht an den Kerl zu denken, das schaffte sie aber nicht. Ihre Gedanken drehten sich um ihn, und sie spürte, daß ihr Herz schneller klopfte.

Es war die Furcht…

Still blieb sie liegen und atmete nur durch die Nase. Die Wärme der Röhren kam ihr plötzlich doppelt so stark vor. Sie dachte daran, den Bademeister zu holen, aber der Mann würde ihr nicht helfen können.

Weshalb sollte er?

Das war eine öffentliche Sonnenbank. Hier konnte jeder, der seinen Obulus entrichtete, hingehen und sich bräunen lassen. Niemand durfte ihm das verwehren. Außerdem war das kleine Studio nicht nach Geschlechtern getrennt.

Nur allmählich beruhigte sie sich. Dann hörte sie das Summen.

Der Mann hatte das Oberteil in Bewegung gesetzt. Allmählich sank es nach unten und auf ihn zu.

Sabrina drehte den Kopf ein wenig nach links und riskierte einen Blick. Der Mann lag auf dem Rücken. Sie glaubte sogar, ein Lächeln auf seinen Lippen zu sehen, das man als wissend oder mit der Formulierung Ich-kriege-dich-doch bezeichnen konnte.

Nein, sie würde sich wehren, sie würde schreien, sie…

Sabrina zuckte zusammen, als sie die Stimme des anderen hörte.

»Allein hier?«

Verdammt, weshalb fragte der Kerl? Das konnte er schließlich sehen!

»Jetzt nicht mehr«, erwiderte sie gegen ihre Überzeugung, denn sie hatte überhaupt nichts sagen wollen.

»Ich finde dich gut.«

Sabrinas Kehle wurde eng. Am liebsten hätte sie ihre Arme erhoben und mit den Händen ihren Busen verdeckt. Wie gut, daß sie noch das Unterteil trug. Es war zwar knapp, aber sie nicht völlig nackt.

»Was wollen Sie von mir?« fragte Sabrina. Sie ärgerte sich, daß ihre Stimme heiser klang.

»Dich!«

Es durchzuckte sie nach dieser Antwort wie ein Feuerstrahl. Er machte keine Kompromisse, kam direkt zur Sache, und das Mädchen mit dem blonden Wuschelkopf wußte Bescheid.

»Rede doch…«

»Ich laß mich nicht anmachen«, erwiderte sie trotzig.

Er lachte spöttisch und schien sich seiner Sache völlig sicher zu sein.

»Das glaubst du auch nur, Süße. Du bist genau der Typ, den ich gesucht habe, und ich werde dich anmachen, denn wehren wirst du dich kaum können. Hast du verstanden?«

»Lassen Sie mich in Ruhe!«

»Nein!«

Sabrinas Herz klopfte wieder stärker. »Dann werde ich schreien, wenn Sie mich…«

»Das macht mir nichts.«

»Der Bademeister kommt…«

»Ich habe die Tür verschlossen.« Er lachte wieder. »Nein, Süße, wir beide sind allein.«

Sabrina lag still auf dem Rücken. Das ist doch ein Traum, dachte sie.

Das kann nicht wahr sein. Du erlebst hier einen Wahnsinn, einen bösen Alp, denn so abgebrüht kann keiner sein. Sicher, es war schon zu Belästigungen gekommen, aber nie war es zu weit gegangen, denn stets hatte eine Aufsichtsperson eingreifen können.

Und jetzt das. Hatte er geblufft, als er von der verschlossenen Tür gesprochen hatte?

Nein, das war kein Typ, der bluffte. Der war eiskalt, grausam, der ging über Leichen.

Was sollte sie tun? Sabrina Page dachte verzweifelt nach, nur fiel ihr nichts ein. Sie lag hier, sah über sich die langen Röhren und wußte nicht einmal, wann die Viertelstunde vorbei war.

Doppelt und dreifach so lange kam ihr die Zeit vor. Jeder Atemzug schien Minuten zu dauern, und sie spürte den Schweiß überall.

Er klebte in den Achselhöhlen und rann in kleinen Tropfen an ihrem Körper herab, wobei er von dem unter ihr liegenden Badetuch aufgesaugt wurde.

Eigentlich hätte sie schon längst weglaufen und schreien sollen.

Daß sie es nicht tat, wunderte sie. Wahrscheinlich war sie in den Bann des anderen geraten, und der war gnadenlos. Es gab kein Zurück. Was dieser Mensch sich einmal vorgenommen hatte, das führte er auch durch. Erbarmen oder Rücksicht kannte er nicht.

Sabrina erschrak über ihre eigenen Gedanken. Sie kannte den Mann nicht. Dennoch urteilte sie so negativ. Es war einfach die Ausstrahlung, die sie so handeln ließ.

»Hast du dich damit abgefunden?« fragte der Mann.

»Nein, Sie… unterstehen Sie sich!« Sabrina drehte den Kopf. Sie sah, daß sich der andere erhoben hatte. Er hatte die Röhren überhaupt nicht weit nach unten fahren lassen, so daß er sich auf die Bank setzen konnte.

Wieder spürte sie seinen Blick.

Der war wie ein Messer. So scharf, so sezierend, auch hypnotisierend, denn das junge Mädchen tat etwas, das es eigentlich gar nicht wollte. Es senkte die Hände, so daß ihr Busen frei lag. Eine Gänsehaut hatte sich auf ihm gebildet.

Der andere lachte. »Ja, meine Liebe, so ist es gut, so will ich es haben. Ich danke dir.«

»Gehen Sie, bitte…« Es waren schwache Worte, die Sabrina ausstieß, doch sie traf auf keine Gegenliebe. Was sich der andere einmal vorgenommen hatte, führte er auch durch.

Er stand auf.

Sabrina schaute zu. Geschmeidig waren die Bewegungen des Mannes, als er sich in die Höhe schob und auf sie schaute. Dann kam er näher und bückte sich.

Jetzt hätte Sabrina weglaufen können, sie brachte es einfach nicht fertig, sondern starrte auf die Hand des Mannes, die auf sie zukam.

Sie sah die dunklen Härchen auf der Haut, auch die kräftigen Finger und rechnete damit, die Spitzen bald auf ihrer Brust zu spüren. Als sie daran dachte, zog sich in ihrem Körper einiges zusammen, und ihre Augen fielen langsam zu.

Die Berührung erfolgte nicht. Dafür hörte sie das typische Summen, das entsteht, wenn die obere Hälfte der Sonnenbank in die Höhe gleitet.

Sabrina hob den Blick.

In der Tat hatte der Mann nur mehr den Schalter umgelegt und die Mechanik in Bewegung gesetzt.

Die Röhren glitten wieder hoch, so daß Sabrina mehr Bewegungsfreiheit besaß, die sie allerdings dem anderen auch

zugestehen mußte. Der hatte Zeit und wartete ab, bis die obere Hälfte ihren höchsten Punkt erreicht hatte und zur Ruhe kam.

Sabrina spürte den Schatten.

Es war nicht der des Geräts, sondern der des Mannes, der auf ihre Liege und ihren Körper fiel. Oder war es kein Schatten? Nein, so kühl fühlten sie sich nie an, das mußte etwas anderes sein, ein kalter Hauch, Vielleicht hatte jemand die Tür geöffnet, obwohl sie angeblich abgeschlossen gewesen war.

Komisch…

Sabrina öffnete die Augen und hob den Blick.

Ja, da war der Schatten.

Aber der Schatten der Klinge!

Himmel, sie wußte nicht, wo der andere das Messer verborgen gehabt hatte. Nun hielt er es in der Hand, beugte sich über sie, und die Spitze der Klinge wies genau auf das Tal zwischen ihren beiden Brusthügeln.

Sabrina vereiste innerlich.

Sie spürte, wie es an den Zehenspitzen begann und allmählich in die Höhe stieg. Ein unheimliches Gefühl, eine nie gekannte Angst.

Panik und Todesangst.

»Wir sind allein«, sagte der andere.

Sie wollte schreien. Sie wollte nach dem Grund fragen. Weshalb sollte sie hier getötet werden? Sie hatte keinem Menschen etwas getan. Sie lebte so gern, und dieses Leben wollte sie auch noch weiterhin genießen.

Die Klinge hatte etwas dagegen.

Wie grausam sie blickte. Die Spitze kam ihr so endgültig vor, so alles vernichtend, erlöschend! Und dahinter schwamm das Gesicht.

Eine Fratze jetzt, nichts Männliches mehr hatte es an sich. Der Mund war verzogen. Der Mund stand offen, so daß die Lippen einen breiten Spalt bildeten. Vielleicht sollte es ein Lächeln sein, aber es war keines, sondern das grausame Grinsen des Todes.

Sterben sollte sie.

Sterben!

Mit jeder Faser ihres Körpers bäumte sie sich dagegen auf.

Dennoch war sie nicht fähig, auch nur einen Laut abzugeben. Eine unsichtbare Würgehand drückte ihr die Kehle zu.

Der Mann schaute sie noch immer an. Sein Blick war auf die Stelle gerichtet, wo das Herz unter der linken Brustseite pochte.

Da wollte er sie treffen.

Die Klinge fiel nach unten.

Sabrina Page hatte keine Chance. Sie starb und wußte nicht, weshalb ihr der erbarmungslose Killer das Leben nahm, denn die Fäden des Bösen sind oft schwer zu entwirren…

MORD IM SONNENSTUDIO Auch Geister wie ich lesen am Morgen Zeitung, und diesen Bericht las ich bereits zum Frühstück.

Am kleinen Küchentisch hockte ich, die Sonne schien durch das Fenster und tupfte mit ihren Strahlen auch auf die Zeitung, die von dieser grausamen Tat berichtete.

Ich konnte nur den Kopf schütteln. Dieser Mord war schlimm genug.

Und er war für eine gewisse Sorte von Sensationsreportern ein gefundenes Fressen, denn sie hatten versucht, das Verbrechen in allen Einzelheiten zu schildern. Natürlich war der Artikel bebildert. So gehörte es sich leider für Berichte dieser Art.

Die Fotos waren chronologisch aufgeführt worden. Sie zeigten das Innere des Sonnenstudios. Der Betrachter konnte anhand der Bilder den Weg des Mörders bis zum Tatort begleiten.

Das letzte Bild zeigte ihn.

Es war eine der üblichen Sonnenbänke. Natürlich lag die Leiche nicht mehr dort, aber die Decke war noch vorhanden und auch die dunklen Flecken darauf.

Das Blut des Opfers…

Ich schüttelte mich und preßte die Lippen zusammen. Okay, ich war viel gewohnt, hatte großes Elend gesehen und kannte die schlimmsten Mörder, aber ein so aufgezogener Bericht widerte mich stets an. Der Schreiber war nur darauf aus, Entsetzen zu verbreiten.

Für eine normale Abhandlung interessierte er sich gar nicht.

Es gab schlimme Menschen. Man konnte sie eigentlich nicht als solche bezeichnen, und so etwas erlebte ich hier wieder. Da war ein Killer in ein Sonnenstudio eingedrungen und hatte ein zwanzigjähriges Mädchen namens Sabrina Page umgebracht.

Über Motive konnte man nur raten. Für mich gab es einfach kein Motiv. Nichts rechtfertigte in meinen Augen einen Mord, egal, wer das Opfer auch war.

Und wenn diese ruchlose Tat noch so sensationell aufgearbeitet wurde, blieb mir nichts anderes übrig, als die Zeitung zur Seite zu legen. Ich wollte sie nicht mehr weiterlesen.

Mein Kaffee war fast kalt geworden. Ich nahm noch einen letzten Schluck und aß die Scheibe Toast. Dann brachte ich den Kram in die Spüle und machte mich bereit, zum Dienst zu fahren.

Was anlag, wußten wir nicht. Wir hatten uns zuletzt in Deutschland herumgeschlagen. Genauer gesagt, im Bayerischen Wald, wo wir einem dämonisch beeinflussten Holzschnitzer das Handwerk gelegt hatten und dabei auch auf Jane Collins gestoßen waren. [1]

Sie hatte mich praktisch um Hilfe gebeten, denn der Schnitzer war höllisch gefährlich gewesen.

Wir hatten ihn dennoch ausschalten können. Leider war uns Jane entwischt und mit ihr auch der Würfel des Unheils.

Sir James hatte ich schon einen ersten Bericht geliefert. Begeistert hatte er sich darüber nicht gezeigt. Auch Suko und ich waren es nicht gewesen, aber was hatten wir machen sollen? Jane war am Ende raffinierter gewesen, denn wir hatten uns um den Schnitzer gekümmert.

Es schellte.

Das war Suko. Fast jeden Morgen fuhren wir gemeinsam ins Büro.

Meistens war er früher fertig als ich.

Ich streifte eine dünne Leinenjacke über, öffnete und sah das Nicken meines Freundes.

»Ja, alles klar«, sagte ich.

»Hast du schon die Zeitung gelesen?« Diese Frage stellte mein Partner, als ich die Tür abschloß.

»Teilweise.«

»Ich meine den Mord in der Sonnenbank.« Suko holte das Blatt hervor.

Er hatte es bisher hinter seinem Rücken versteckt gehabt.

»Das habe ich.«

»Und?«

»Scheußlich.«

Mein Freund nickte. »Dabei frage ich mich, ob es unter Umständen ein Fall für uns sein könnte.«

»Ach wo.«

»Sag das nicht.«

»Es ist ein normaler Mord.« Wir standen schon im Lift. »Wieso kommst du überhaupt darauf? Hast du konkrete Hinweise auf den Fall bekommen, oder kanntest du das Mädchen?«

»Ja.«

Jetzt war ich überrascht. »Woher denn?«

»Sie hat nicht weit von hier gewohnt. Auch Shao hat sie ein paarmal im Supermarkt gesehen.«

»Und?«

»Wie und?«

»Was war sie für ein Typ? Ich meine, wenn Shao sie gesehen hat, muß sie sich doch ihre Gedanken gemacht haben.«

Suko gab die Antwort erst in der Halle, die wir durchquerten und das freundliche Nicken des Portiers erwiderten. »Shao meint, die Kleine wäre ein lebenslustiger Typ gewesen.«

»Das kann man verschieden deuten.«

»Klar, sie hat es ganz gern gehabt, wenn ihr Männer nachschauten.«

»Ach so.« Die Tür vor uns schwang auf. Mein Bentley stand auf dem Außenparkplatz, weil er gewaschen worden war. Der Tankwart hatte ihn hergebracht.

»Dann war diese Sabrina kein Kind von Traurigkeit.«

»Den Eindruck hatte Shao.«

»Und was hätte das Motiv sein können? Vielleicht Eifersucht, wenn ich deine Erklärungen mal interpretieren darf.«

»Das könnte tatsächlich einer der Gründe gewesen sein.«

Ich hob die Schultern. »Es tut mir verdammt leid um dieses Mädchen. Nur ist dieser Mord nicht unser Fall.«

Suko wiegte den Kopf. Er war an der Beifahrerseite stehengeblieben und hatte eine Hand auf das Dach gelegt. »Das will ich nicht so direkt sagen, John. Shao hat die Kleine gekannt. Sollten die anderen Kollegen nicht weiterkommen und wir Zeit genug finden, könnten wir doch den Leuten eine kleine Hilfestellung geben.«

Ich schloß auf und lachte. »Sie werden sich bedanken.«

»War nur ein Vorschlag.«

Während der Fahrt hatte ich einen sehr schweigsamen Partner neben mir sitzen. Suko knackte gewissermaßen an dem Mordfall. Er überlegte, grübelte, dachte nach, vielleicht zog er auch Verbindungen oder suchte nach Parallelen.

»Der Fall spukt dir im Kopf herum, wie?«

»Ja, das tut er.«

»Warte erst ab, mit welchen Überraschungen Sir James noch auf uns zukommen wird.«

Zunächst einmal überraschte uns Glenda Perkins. Auch sie sprach uns auf den Mordfall an, denn sie hatte natürlich den Bericht auch schon gelesen. »Ist das nicht schrecklich?«

»Du sagst es«, erwiderte ich.

»Können wir nichts tun, John?«

»Wohl kaum.«

»Man hat sie mit einem Messer umgebracht.«

»Das stand aber nicht in der Zeitung«, sagte Suko.

»Nein, ich las es im Bericht. Das Rundschreiben ging an alle Dienststellen. Es liegt auf eurem Schreibtisch.«

»Okay, danke.« Ich lächelte Glenda zu. Schick sah sie wieder aus in ihrer hellblauen Leinenbluse und dem weißen Wickelrock. Nun ja, wir hatten Juli, das Wetter war entsprechend, da lief man eben leichter bekleidet umher.

Den Bericht lasen Suko und ich gemeinsam. Dabei blickte ich meinem Freund über die Schulter.

Eine erste Untersuchung hatte ergeben, daß der Mörder sein Messer mehrmals benutzte und sich mit dem Tod dieser jungen Frau an sich nicht zufrieden gegeben hatte. Was das andere gewesen war, darin stand nichts in dem ersten, knapp gehaltenen Bericht.

»Immer noch kein Fall für uns?« fragte Suko.

»Kaum.«

Das Telefon meldete sich. Suko saß näher, er hob ab, wünschte

unserem Chef einen guten Morgen und versprach, daß wir so schnell wie möglich erscheinen würden.

»Worum geht es denn?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Werden wir aber gleich wissen.«

»Wie klang denn seine Stimme?«

»Ziemlich ernst.«

Ich hob die Schultern. »Klar, spaßig ist kein Job, den wir auszuführen haben. Wahrhaftig nicht.«

Sir James stand, als wir sein Büro betraten, am Fenster und schaute in die Sonne. Mein Blick fiel nicht nur auf seinen Rücken, sondern auch auf den Schreibtisch, wo eine Zeitung ausgebreitet lag.

Es war die gleiche Gazette, die Suko und ich gelesen hatten, und der Bericht über den Mord war aufgeschlagen.

Allmählich bekam ich ein komisches Gefühl und dachte daran, daß wir uns wahrscheinlich doch um die Sache zu kümmern hatten.

Nach der Begrüßung bot uns Sir James einen Platz an. Dann setzte er sich hinter den Schreibtisch.

»Geht es um die Tote?« fragte ich.

»Genau.« Sir James rückte seine Brille zurecht. »Wenn Sie so fragen, haben Sie bestimmt den Bericht schon gelesen.«

»In der Tat.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

»Bisher war ich der Ansicht, daß uns dieser Fall nichts angeht. Aber ich scheine falsch zu liegen, Sir.«

»Das liegen Sie in der Tat, John.«

»Und weshalb sollen wir uns um die Tote kümmern?«

Der Superintendent nahm die Zeitung und faltete sie mit der ihm eigenen Sorgfalt zusammen. »Ich möchte den Gerichtsmedizinern nicht vorgreifen, aus diesem Grunde werden wir gemeinsam in den Keller fahren.«

Der Keller war praktisch unsere wissenschaftliche Abteilung. Unser Labor, die Auswertestelle und einiges mehr, denn in den Räumen war auch die EDV untergebracht.

Der Lift schoß uns in die Tiefe. Im Sommer bewege ich mich gern durch diese Räume, denn im Keller herrschen stets gleiche Temperaturen. Sehr angenehm, sehr kühl. Man konnte sich einfach wohl fühlen.

Nur nicht in der gerichtsmedizinischen Abteilung oder in der Obduktion. Hier herrschte eine andere Kälte, und zwar die des Todes.

Die Abteilung war für einige Monate zusammengeschrumpft, weil bei uns am Yard noch immer umgebaut wurde und niemand voraussagen konnte, wann der Umbau beendet war.

Ich hoffte, daß dies sehr bald der Fall sein würde. Der federführende Arzt erwartete uns. Es war Dr. Snyder, Suko und ich kannten ihn

ziemlich gut.

»Ah, da sind Sie ja«, sagte der Mediziner und legte einen Bericht zur Seite. »Ich hoffe, daß Sie mir einen Großteil der Arbeit abnehmen können.«

»Wieso?«

»Eigentlich war es oder ist es ja unser Fall, aber die Kollegen kommen nicht zurecht.«

»Was ist denn an der Toten so außergewöhnlich?« erkundigte sich mein Freund Suko.

»Das werden wir Ihnen gleich zeigen.«

Wir verließen das kleine Büro und bewegten uns auf die Tiefkühlräume zu. Ich konnte nicht vermeiden, das sich auf meinem Körper eine Gänsehaut bildete. Daran trug nicht allein die normale Kälte die Schuld, es war das Gefühl, mit dem Tod auf Du und Du zu stehen. Hinzu kam auch der scharfe Desinfektionsgeruch.

Die Obduktion war abgeschlossen worden. Die Leiche lag bereits in einer der zahlreichen Schubfächer. Wir betraten den großen Raum. Die Fliesen auf dem Boden warfen das Geräusch unserer Schritte zurück.

In mehreren Etagen standen die Kühlfächer übereinander.

Dr. Snyder zog ein Schubfach auf.

Lautlos glitt es auf den Rollen hervor. Es war nicht normal, daß man die Ermordeten mit einem Laken abdeckte, wenn sie schon verschwunden waren, hier allerdings hatte man es so gelassen.

Einige Blutspritzer klebten noch auf dem Tuch. Sie wirkten auf mich wie kleine, rote Augen.

Doc Snyder hatte sich am Kopfende der Lade aufgebaut. Seine rechte Hand hatte das Tuch umfaßt. »Seien Sie auf einen harten Anblick gefaßt«, erklärte er und schlug das Tuch zurück.

Wir standen da, starrten auf die Leiche, und ich war der erste, der einen kleinen Schritt zurückging.

Was ich sah, war schlimm.

Dem Mädchen fehlte das Herz!

***

Wir sagten nichts, sondern standen da und schauten zu Boden. Es war still geworden. Ich vernahm sogar das leise Ticken meiner Armbanduhr.

Sir James unterbrach das Schweigen. »Haben Sie genug gesehen?«

»Ja«, sagte Suko, während ich nickte.

Doc Snyder schlug das Tuch wieder über die Tote und schob die Lade zurück.

»Lassen Sie uns gehen.«

In seinem Büro zündete ich mir eine Zigarette an. Den Rauch blies

ich gegen eine Scheibe. Noch immer hatten wir nicht gesprochen, bis sich der Arzt genötigt sah, uns einen kleinen Vortrag zu halten, der sehr medizinisch abgefaßt war. Wir verstanden nur die Hälfte von dem, was er überhaupt sagte.

Für uns zählte nur, daß die Tote kein Herz mehr gehabt hatte.

Ich atmete einige Male tief durch. Zwischen den Fingern fühlte ich den kalten Schweiß. Welcher Mensch konnte so grausam und gefühllos sein, diese Tat zu begehen?

Ich wußte es nicht und fragte mich dabei, ob es überhaupt ein Mensch getan hatte.

Da ich diese Frage laut stellte, wurde sie von den anderen gehört.

Sir James nahm den Faden auf. »Genau das ist das Problem, John, über das wir uns unterhalten sollten. Ich schlage vor, wir fahren in mein Büro. Einverstanden?«

»Selbstverständlich, Sir.«

Doc Snyder verabschiedete sich von uns. Falls irgenwelche Fragen auftauchten, stand er jederzeit zur Verfügung. »Auch ich will, daß dieser Killer gefaßt wird.«

»Ja, das hoffen wir.«

»Möchten Sie etwas trinken?« erkundigte sich der Superintendent, als wir ihm wieder gegenübersaßen.

»Nein, danke«, lehnte Suko ab. Ich war ebenfalls seiner Ansicht.

»Okay, dann nicht. Kümmern wir uns um den Fall.« Er schaute uns hinter seinen Brillengläsern hervor scharf an. »Wer kann daran Interesse haben, einem jungen Mädchen das anzutun? Wer?«

Wir wußten beide keine Antwort.

»Wie weit sind die Ermittlungen denn fortgeschritten?« wollte Suko wissen. »Hat man sich schon um die Person der Toten gekümmert? Ihr Vorleben ausgeforscht, es unter die Lupe genommen?«

»Nein, die Zeit war viel zu knapp. Aber das sollten Sie eigentlich machen.«

Suko ließ die Katze aus dem Sack. »Ich kenne die Tote, Sir!«

Damit überraschte er selbst Sir James. »Wieso?«

Mein Freund berichtete. Der Superintendent hörte aufmerksam zu und meinte, daß wir schon so etwas wie eine Spur hätten.

»Sie sind Optimist«, sagte ich.

»Soll ich anders denken?«

»Nein, das nicht, Sir. Nur hätte ich gern gewußt, wo man das Herz gefunden hat.«

»Überhaupt nicht.«

Ich war erstaunt. »Wie?«

»Man hat es nicht gefunden, John. Tut mir leid, wenn ich Ihnen das sagen muß.«

»Das kann ich kaum glauben. Wer nimmt denn Herzen mit?«

»Der Mörder«, erklärte Sir James.
»Oder der Teufel«, sagte Suko. Er hatte die drei Worte sehr langsam ausgesprochen, schaute uns an, und da wir schwiegen, meinte er: »Ich habe wohl nicht so falsch gelegen.«
»Nein«, gab ich zu. »Die Hölle kann alles gebrauchen. Vor allen Dingen das Herz, das einem Menschen das Leben gibt. Dafür sind Herzen eben geschaffen.«
»Also wäre es ein Fall für Sie«, sagte unser Chef.
»Noch nicht.«
»Kümmern Sie sich darum. Der Hinweis auf den Teufel kann sehr fruchtbar sein. Asmodis unternimmt doch wieder alle Anstrengungen, um aus dem Hintergrund hervorzukommen. Denken Sie an Ihren letzten Fall. Da hatte er einen Holzschnitzer für seine Zwecke eingespannt. Ich habe das Gefühl, daß er zahlreiche seiner Diener aufbot, um anderen zuvorzukommen. Wie den Großen Alten oder ähnlichen Dämonen.«
Da hatte unser Chef genau ins Schwarze getroffen, denn wir dachten ähnlich.
»Die Personalien der Toten, soweit wir sie haben herausfinden können, kennt Miß Perkins. Ich habe ihr einen entsprechenden Bericht zukommen lassen.«
Damit waren wir praktisch entlassen und hatten einen Fall am Hals, der uns noch durch alle Höllen führen sollte…

***

Als Angie Hunt die drei Stockwerke zu ihrer kleinen Wohnung hochgestiegen war, schnaufte sie wie ein Walroß. Die Hitze in dem Haus machte ihr zu schaffen, und die beiden Koffer, die sie rechts und links trug, fast noch mehr.
Aufatmend stellte die 22jährige Angie die Gepäckstücke ab und atmete ein paarmal tief durch. Sie schwitzte. In diesem stickigen Treppenhaus wehte keine Brise wie an der südfranzösischen Küste, wo drei Wochen Urlaub hinter ihr lagen. Hier war alles so spießig, so verdammt normal, so mies, und sie hätte am liebsten kehrtgemacht und wäre wieder geflogen. Scheiß auf den Job, dachte sie, mach es so wie die Typen, die du da unten kennengelernt hast.
Ohne Job sich der Sonne, dem Meer und den Männern hingeben.
Eine Art von Groupie, ein Cliquen-Girl, das auch ohne Arbeit über den Sommer kam. Vor allen Dingen, wenn man so gebaut war wie Angie.
Auf ihre Figur konnte sie stolz sein. Selbst im frauenverwöhnten Cannes hatte man ihr nachgepfiffen, wenn sie »oben ohne« am Strand spazierte und ihren Körper vom Seewind umschmeicheln ließ. Natürlich hatte sie nicht gesagt, daß sie außerhalb des Urlaubs in

einem großen Warenhaus arbeitete, das brauchte keiner zu wissen, denn nach Berufen erkundigte sich an der Côte d'Azur sowieso niemand. Da zählten nur Parties, Wind und Wellen. Man mußte den Sommer genießen.

Sie trug noch die Sommersachen. Eine weiße Hose mit ausgestellten Pumpbeinen. Dazu ein paar um den Oberkörper gewickelte Tücher, die, wenn sie mal nicht aufeinander fielen, sehr durchsichtig waren und viel von ihrem gebräunten Oberkörper zeigten.

Der Schlüssel befand sich in ihrer Stofftasche, deren Riemen über der Schulter hing. Sie schloß auf.

Als Angie die Tür nach innen drückte, fiel ihr der Geruch auf. Er strömte ihr wie eine Welle entgegen. Nur roch er nicht nach Salz, Meer und Abenteuer, sondern miefig, mies und auch staubig. Es war lange hergewesen, daß jemand in der Wohnung geputzt oder gesaugt hatte.

Natürlich war auch nicht gelüftet worden, so konnte sich die warme Luft regelrecht stauen.

Sie stand wie eine Wand.

Durch das Dämmerlicht der Diele schritt sie. Die beiden Koffer schleiften über die Wände, so eng war der Flur. Ein Schirmständer wurde berührt und umgestoßen.

Es war zum Heulen. Diese Wohnung hier hielt keinen Vergleich zu dem lichtdurchfluteten Raum des Hotelzimmers aus, der zwar auch nicht groß gewesen war, aber vom Balkon aus hatte sie wenigstens einen Blick auf den Hafen und das Meer genießen können.

Hier schaute sie in einen tristen Hof, der im Hochsommer für nur zwei Stunden am Tag Sonne bekam.

Aus einem großen Zimmer und einem kleineren Bad sowie einem Abstellraum bestand die Wohnung. Sie gehörte zu den Altbauten.

Die Decken waren noch hoch, die Türen alt, und in der grün gestrichenen Küche lagen die Leitungen über dem Putz.

Angie Hunt ging in den größeren Wohn-Schlafraum. Dort stellte sie die Koffer ab, schaute in den deckenhohen Spiegel, eine Errungenschaft aus einem Sonderangebot, und streckte sich selbst die Zunge heraus. Ein Beweis dafür, wie wenig sie sich leiden konnte.

Hinter ihr lag der Himmel, vor ihr eine Quälerei.

Die Koffer stellte sie auf das Bett. Von der Decke quoll Staub hoch, als das Gewicht der beiden Gepäckstücke sie belastete. Zwischen Bett und dem Kleiderschrank befand sich das Fenster, Wie immer klemmte es, als Angie es aufziehen wollte. Sie mußte noch einmal nachhaken, dann konnte sie nach draußen schauen.

Die Sonne schien. Leichter Dunst lag über dem Hof. Sie blickte nach unten, sah die beiden Bänke, und die Leute, die darauf saßen.

Bewohner aus den Häusern. Menschen, die von der Hand in den

Mund lebten und sich hart durchs Leben schlagen mußten.

Angie mochte sie nicht. Um in die Welt des Jet-sets einzudringen, besaß sie erstens nicht das Geld und zweitens nicht das Format.

Man nahm Mädchen wie sie mal gern mit, das war auch alles. Dazu gehörte sie nicht.

Als sie sich aus dem Fenster beugte, wurde sie bemerkt. Auf der Bank saßen auch einige Männer.

Jemand pfiff.

Ein anderer lachte.

Ein dritter schrie von unten hoch. »Na, Prinzessin, wieder in der alten Heimat gelandet?«

Jetzt lachten sie alle.

»Scheißkerle!« zischte Angie und zog sich vom Fenster zurück.

Wieder schaute sie in den Spiegel, stellte fest, daß sie ihre Haare nachfärben lassen mußte, denn durch die rötlichen Strähnen drang allmählich das fahlblonde Naturhaar.

Durch den Schweiß war die Schminke verlaufen. Sie rann in kleinen Bahnen an ihren Wangen entlang. So hatte sie in Frankreich nie ausgesehen. Angie trat vor Wut mit dem Fuß auf, drehte sich um und warf sich neben die Koffer auf das Bett.

Dort heulte sie vor Wut und Zorn in die Kissen. Jetzt trat genau das ein, was sie befürchtet hatte. Der Nachurlaubs-Schock, das Wissen, wieder ein Jahr warten und auch sparen zu müssen, um sich den nächsten Erholungsstoß leisten zu können.

Ein verdammtes Leben.

Das Telefon stand neben dem Bett. Im ersten Augenblick hätte sie es verfluchen können, als es sich meldete. Wer wollte denn da etwas von ihr? Okay, sie hatte einigen Typen ihre Adresse aufgeschrieben, aber sie konnte sich nicht vorstellen, daß die Männer jetzt schon anriefen. Die warteten in Cannes auf neue »Opfer«.

Angie Hunt hob den Kopf und ihren rechten Arm. Sie nahm den Hörer, preßte ihn gegen ihr Ohr und sagte: »Ja, was ist denn?«

»Oh, du bist ja wieder da.«

»Natürlich, Ma.«

Es war ihre Mutter, die sich immer Sorgen machte. Sie wohnte in einem kleinen Nest nördlich von London. Wenn Angie zu Hause war, rief sie fast jeden Tag an, um sich nach dem Wohlergehen ihrer Tochter zu erkundigen.

»Hast du was, Kind?«

»Wieso?«

»Deine Stimme klingt so, als würdest du weinen.«

»Quatsch.« Die Antwort fiel zu heftig aus, um echt zu sein.

»Ich werde mal vorbeikommen.«

Angie verdrehte die Augen. »Das brauchst du nicht, Ma. Mit mir ist

alles in Ordnung, wirklich.«

»Ich bin sowieso in London und nehme die U-Bahn. In einer halben Stunde bin ich bei dir. Außerdem wollte ich deine Wäsche noch mitnehmen. Du wirst doch sicherlich keine Lust haben, sie selbst zu waschen.«

»Du hast recht, Ma.«

»Dann wäre ja alles klar. Bis gleich dann.«

Bevor Angie noch eine andere Antwort geben konnte, hatte ihre Mutter das Gespräch unterbrochen. Wütend warf Angie den Hörer auf die Gabel und drückte ihren Kopf wieder in das Kissen. Sie war wütend, daß man sie ausgerechnet jetzt nicht in Ruhe lassen konnte.

Sie wollte wenigstens bis zum Abend noch ein wenig von dem träumen, was hinter ihr lag, aber nein, da rief die Mutter an und…

***

»Zum Kotzen!« schimpfte sie.

Angie lag im Wohnraum. In das Bad und in die Abstellkammer hatte sie noch nicht hineingeschaut.

Und die Tür zur Abstellkammer wurde sacht von innen her aufgedrückt. Sie schob sich Stück für Stück nach draußen, bis ein armbreiter Spalt entstanden war.

Etwa in Hüfthöhe erschien dort ein länglicher Gegenstand. Er sah hell aus, fast spiegelnd und lief vorn spitz zu.

Ein Messer!

Für einen Moment blieb die Klinge ruhig stehen, wie ein Auge, das auskundschaften wollte. Dann folgte eine Hand und wenig später der zu ihr gehörende Arm.

Die breitschultrige Gestalt eines Mannes schob sich in die schmale Diele, schaute nach links auf die Wohnungstür und nickte zufrieden, als sie erkannte, daß die Tür ins Schloß gefallen war.

So mußte es laufen, besser hätte es der andere gar nicht treffen können.

Das Lächeln auf seinem Gesicht wurde zu einem wölfischen Grinsen, als er sich drehte, durch die Diele schaute und die Tür zum Wohnraum fixierte.

Sie war nicht geschlossen. Angie hatte sie so weit offengelassen, daß ein Mensch, ohne sich dünn machen zu müssen, eintreten konnte.

Der Mann mit dem Messer bewegte sich nach vorn. Seine knappe Badehose aus dem Sonnenstudio hatte er mit einer weißen engen Jeans vertauscht. Das T-Shirt lag wie eine zweite Haut auf seinem Körper und ließ die kräftigen Muskeln der Oberarme frei.

Er gehörte zu den Menschen, die es verstanden, sich absolut lautlos zu bewegen. Bei jedem Schritt trat er zunächst mit den Zehenspitzen auf, rollte über die Ballen ab und verursachte in der Tat kein einziges

Geräusch.

Der Eindringling erreichte die Tür. Er schaute in das Zimmer hinein.

Ein kurzer Blick genügte.

Angie lag auf dem Bett. Den Kopf hatte sie in den Kissen vergraben.

Sie schluchzte lautlos, nur ihr Rücken bewegte sich. Sie konnte einfach nicht verstehen, daß ihr Pierre heute so fremd vorkam. Sie fürchtete sich vor ihm. Und das nicht ohne Grund.

Der Rücken!

Als der Fremde daran dachte, wurde das Grinsen in seinem Gesicht noch kalter. Frei lag er vor ihm, nur mit den leichten Schleiern des Oberteils bedeckt.

Bald würde er rot sein…

Rot wie Blut!

Der Mann trat über die Schwelle. Und er ging wieder lautlos. Angie Hunt hatte die Holzdielen mit Teppichen bedeckt, das erwies sich als Vorteil, denn kein Knarren verriet den Killer.

Das Messer hielt er weiterhin fest. Einmal wurde die Klinge für einen kurzen Moment vom Sonnenstrahl berührt und blitzte auf.

Der Reflex zeichnete sich an der Wand neben dem Fenster ab, doch nur der Mörder selbst sah dieses verräterische Zeichen.

Angie blieb weiterhin liegen. Besser konnte es der Killer gar nicht treffen. Das Opfer präsentierte sich ihm praktisch. Es war viel einfacher als beim ersten Mal.

Noch immer ging er lautlos. Das Fenster stand offen. Vom Hof her hallten Stimmen hoch. Dazwischen das Geschrei einiger Kinder.

Der Geräuschpegel gab ihm einen zusätzlichen Schutz. Er umging den kleinen Glastisch mit den vier Metallbeinen und brauchte noch zwei Schritte, um neben das Bett zu gelangen, auf dem Angie lag.

Der Killer hörte, wie sie ihre Wut hinausweinte. Es waren schluchzende Geräusche, vermischt mit Worten, die aber in das Kissen geflüstert wurden und nicht zu verstehen waren.

Der Killer senkte den Arm.

Mit ihm fuhr auch die lange Klinge nach unten. Sie zielte auf den Rücken. Der Mann hätte jetzt nur zuzudrücken brauchen, und alles wäre vorbei gewesen.

Das tat er nicht.

Statt dessen schlug er mit der Klinge einen Kreisbogen, senkte sie gleichzeitig, und die Spitze des Messers streichelte die dünnen Stoffbahnen der Bluse.

Der Stoff war federleicht, das Messer scharf. Es zerschnitt ihn trotz der kaum zu spürenden Berührung.

An einigen Stellen klaffte er auseinander. Nach zwei verschiedenen Seiten fiel er weg, so daß nur mehr eine dünne Stoffbahn auf dem Rücken der Frau lag.

Die zerschnitt der Killer ebenfalls.

Daß er es schaffte, die Haut nicht ein einziges Mal zu berühren, ließ auf eine Routine im Umgang mit dieser Waffe schließen. Nicht einmal eine Gänsehaut war auf Angies Rücken zu sehen, und dennoch spürte sie etwas, denn durch das offene Fenster wehte ein leichter, warmer Wind, der auch ihre Haut streichelte.

Für Angie war es das Signal.

Sie reagierte blitzschnell und warf sich auf der Stelle herum, so daß sie auf dem Rücken zu liegen kam.

Die blanke Messerklinge schwebte über ihr wie ein tödliches Omen.

Sie schaute auf sie nieder, dahinter sah Angie das in wilder Vorfreude verzerrte Gesicht des Mörders.

In der nächsten Sekunde geschah mit ihr überhaupt nichts. Angie hatte das Gefühl, der Mittelpunkt innerhalb eines Vakuums zu sein.

Sie konnte einfach nicht fassen, was sie da zu sehen bekam, und sie glaubte, einen Traum zu erleben.

Erst allmählich stellte sie fest, daß es kein Traum war, sondern grausame Realität.

Auf ihrem Gesicht zeichneten sich die Gefühle ab, die in ihrem Innern tosten. Es war die Angst, die Panik, das Begreifen, in einer Falle zu hocken, und sie sah über sich das Messer.

Ihr Mund öffnete sich.

Der Killer wußte Bescheid. »Wenn du schreist, steche ich sofort zu!« drohte er.

Da die Klinge auf ihren Hals zeigte, wußte Angie, wo das Ziel lag.

Sie schwieg, aber sie spürte ihr Herz, das verrückt spielte und rasend schnell schlug.

Die Angst steigerte sich noch mehr. Als Reaktion hatte sie die Hände geballt. Die Fingernägel stachen in ihr Fleisch und drückten so tief, daß Blut kam.

Dann wanderte die Klinge. Der Mann nahm die Hand zurück, so daß die Spitze des Messers nicht mehr auf Angies Kehle, sondern dorthin wies, wo in der Brust das Herz schlug.

Ein kurzer Schnitt.

Angie bekam ihn gar nicht mit. Sie sah, daß auch der letzte Stoffrest sich löste, und der Mann gierig auf ihren Oberkörper starrte.

Angie wußte trotz der Angst, was der andere wollte. Sie hatte schon des Öfteren gelesen, daß eine Frau, die vergewaltigt werden sollte, sich nicht wehren durfte.

Daran hielt sie sich.

»Ich schreie nicht«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Bitte, ich werde nicht rufen und mich nicht wehren. Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

Der Mann nickte. »Das werde ich auch«, sagte er kalt…

Genau zehn Minuten später fand Angies Mutter die Tote. Die Frau drehte durch und bekam einen Schock. Nachbarn fanden sie über dem Körper der jungen Angie liegend.

Beide waren blutbesudelt…

***

In den nächsten Stunden beschäftigten wir uns mit der Person dieser Sabrina Page.

Wir befragten die Hausbewohner, wollten wissen, welch einen Lebenswandel sie geführt hatte und erfuhren so gut wie nichts. Nur eben den üblichen Klatsch.

Es waren die älteren Frauen, die über das Mädchen herzogen und ihm einen unsteten Lebenswandel nachsagten.

»Hatte sie mehrere Freunde?« fragte Suko.

»Natürlich.«

»Keinen Favoriten?«

»Nein.«

»Und was hat sie so getrieben?«

»Alles und nichts. Sie war vor einigen Wochen mal in Paris«, erklärte die Frau im Kittel und schüttelte den Kopf, während sie auf ihren Staubsauger starrte. »Was sich die jungen Leute alles so leisten können, ich begreife das nicht.«

»Eine Fahrt nach Paris ist heutzutage nicht mehr so teuer«, verteidigte Suko die Tote.

»Aber Paris – hören Sie, Inspektor…«

Ich winkte ab. Von der Frau erfuhren wir nichts. Aber die Wohnung wollten wir uns anschauen.

Mit den Kollegen von der Mordkommission hatten wir bereits gesprochen. Es machte ihnen nichts aus, wenn wir das Polizeisiegel an der Tür brachen.

Die Wohnung war klein. Ein Apartment, bestehend aus zwei Räumen, wobei der Duschraum so winzig war, daß man sich kaum drehen konnte. Mir jedenfalls wäre es schwergefallen.

Die Kollegen hatten das Apartment zwar durchsucht, aber nicht in Unordnung gebracht. Wir zogen Schubladen auf, schauten unter dem Bett nach und sahen in Schrankfächer.

Nichts wies auf ein Motiv hin, das der unbekannte Mörder gehabt haben konnte.

Ich war ratlos. Suko erging es ebenfalls so. Ihm fiel noch ein Fotoalbum in die Hände, das oben im letzten Regalfach lag. Suko setzte sich auf den Leinensessel, schlug das Album auf und hielt es so, daß ich auch mitschauen konnte.

Es waren die üblichen Fotos, die man in diese und ähnliche Alben einklebte.

Der Entwicklungsweg eines jungen Mädchens lag genau vor uns.

Wir sahen Sabrina als Kind, mal mit Eltern, mal ohne, dann inmitten von Freundinnen und wenig später schon als Teenager. Ein netter Backfisch mit einem strahlenden Lächeln.

Die ersten Freunde tauchten auf. Urlaubsfotos mit viel Sonne, Strand und lachenden, jungen Menschen.

Auf der vorletzten Seite fanden wir noch ein Bild. Die Aufnahme war in diesem Jahr geschossen worden, und sie zeigte drei junge Mädchen in Paris, denn im Hintergrund sahen wir den Eiffelturm.

Am Bildrand entdeckten wir noch einen Mann, von dem nur das Profil zu sehen war, weil er sich im Moment der Aufnahme umdrehte. Wahrscheinlich wollte er nicht fotografiert werden.

Ob er zu den Mädchen gehörte, wußten wir nicht. Suko nahm das Bild heraus und drehte es um.

Sabrina hatte die Rückseite beschriftet.

»Wir in Paris«, las Suko laut vor. »Angie, Karen und ich. Er wollte sich nicht fotografieren lassen.«

»Mit dem Wort er ist wohl der Mann gemeint, der sich da abgewendet hat«, sagte ich.

»Das kann sein.«

»Weshalb interessiert dich das Bild so sehr?« fragte ich meinen Partner.

Suko hob die Schultern. »Kann ich dir auch nicht sagen. Immerhin haben wir neue Gesichter gesehen.«

»Auch das des Killers?«

»Schön wär's.«

Ich sah, wie Suko das Bild einsteckte. »Weshalb nimmst du es mit?«

»Vielleicht können uns die beiden Freundinnen mehr sagen.«

»Dazu müßte man sie finden.«

»Das schaffen wir schon.« Suko legte einen ungemein starken Optimismus an den Tag, der mich überraschte. Er sah meinen erstaunten Blick. »Du wunderst dich, wie?«

»Ja.«

»Ich will dir etwas sagen, John. Mich hat der Anblick geschockt. Ich kannte das Mädchen nur mehr vom Sehen, aber ich möchte alles daransetzen, um seinen Mörder zu fangen.«

»Das verstehe ich.«

Wir blieben noch in der Wohnung, durchsuchten sie, ohne irgendwelche Hinweise zu finden.

Im Treppenhaus stand noch immer die Mitbewohnerin. Sie tat so, als wollte sie ihre Wohnungstür abseifen, in Wirklichkeit jedoch wartete sie auf uns.

»Na, haben Sie etwas erreicht?«

»Nein.«

»Tja«, sagte die Frau und hob ihre Schultern. »Die Bekanntschaften dieser Dame waren eben nur flüchtig, wenn Sie verstehen. Nichts Ganzes und nichts Halbes. Meine Tochter hätte das nicht sein dürfen.«

»Haben Sie denn eine?« fragte Suko.

»Nein, mein Mann und ich wohnen allein. Kinder!« Sie verdrehte die Augen. »Das gibt doch nur Ärger.«

»Der durch viel Freude allerdings aufgehoben wird«, widersprach ich.

Suko hatte das Foto hervorgeholt. »Eine Frage noch«, sagte er, »kennen Sie die beiden Mädchen, die außer Sabrina hier abgebildet worden sind?«

Die Frau nahm das Bild in die Hand und schaute sehr genau nach.

»Ja, die kenne ich.«

»Woher?«

»Die waren mal hier. Sabrina hat auch von ihnen berichtet. Angeblich waren sie Freundinnen, denn sie sind zusammen nach Paris gefahren. Sie mußten sich bei der Anmeldung kennengelernt haben. Einen Tag vor ihrer Reise saßen sie noch in der Wohnung zusammen.«

»Und?«

»Nichts und!« Ein erstaunter Blick traf Suko. »Sie haben wohl gefeiert. Ging ziemlich laut her.«

»Den jungen Mann kennen Sie nicht zufällig?« wollte ich wissen.

»Nein, wie sollte ich?«

»War auch nur eine Frage. Auf jeden Fall bedanken wir uns für Ihre Auskünfte, Madam.«

»Keine Ursache. Man hilft der Polizei schließlich gern. Ich bin nicht so wie viele…«

Bevor sie noch weiterreden konnte, waren wir schon verschwunden.

Noch im Treppenhaus fragte Suko; »Ob das eine Spur ist? Die Sache mit Paris, meine ich.«

»Kann schon sein. Nur frage ich mich, weshalb man Sabrina dann in London umgebracht hat. Wichtig ist für uns, daß wir die beiden anderen Mädchen finden.«

»Das werden wir auch.«

Der Himmel hatte sich bedeckt. Es war auch nicht mehr so warm.

Ein kühler Wind wehte über London. Er war angenehm. Ich ging zum Wagen und sah, daß die Lampe des Telefons aufleuchtete.

Bevor Suko noch eingestiegen war, nahm ich ab und hörte, was man mir zu berichten hatte.

Als Suko neben mir Platz nahm, hatte ich das Gespräch schon beendet.

Meinem Freund fiel auf, daß ich blaß geworden war.

»Was ist geschehen?«

»Man hat die zweite Tote gefunden!«

Der Inspektor erschrak. »Was sagst du da?«

»Ja, leider. Und wieder ohne Herz. Weißt du übrigens, wie die Tote heißt?«
»Nein, woher denn?«
»Angie Hunt.«
Suko überlegte einen Moment, kam auf den Trichter, holte das Bild hervor, drehte es um und las den Namen Angie flüsternd vor.
»Sie also auch.«
»Bliebe noch eine gewisse Karen.«
»Die wir so schnell wie möglich finden müssen«, erklärte mein Freund und hatte damit den Kern des Problems angesprochen.

***

Vor einem Jahr war sie noch arbeitslos gewesen, dann hatte sich Karen bei einer Kosmetikfirma beworben und das Glück gehabt, angenommen zu werden. Als Reisende war sie eingestellt worden. Ein Job, der ihr am Anfang gut gefallen hatte, später allerdings Mühe bereitete, denn die Erfolge blieben aus, weil die Leute nicht mehr viel Geld hatten. Da fiel es eben schwer, immer zu lächeln und freundlich zu sein. Am liebsten hätte Karen Lockhead so mancher Kundin den Präsentationskoffer ins Gesicht geschleudert, aber das konnte sie sich nicht erlauben, nicht nur wegen der harten Gesetze, die in der Branche galten.
Wer nicht spurt, saß sehr schnell auf der Straße.
Fünf Tage in der Woche war sie unterwegs, wobei sie am Freitag nicht mehr weit wegfuhr und auch schon mittags nach Hause kam, um sich für das Weekend vorzubereiten.
Das waren immer heiße Feten gewesen. Bis zu dem Tag, als sie Ralph kennengelernt hatte. Seinem Charme widerstand sie nicht, und sie hatte sich tatsächlich in ihn verliebt.
Jetzt verbrachten sie die Wochenenden gemeinsam. Auch Ralph paßte es nicht, daß sie über Land fuhr und die Waren anbot, aber was sollte sie machen? Er selbst verdiente als Taxifahrer auch nicht gerade üppig, und so blieb Karen bei ihrem Job.
Die Wohnung hatte sie von einer ehemaligen Freundin übernommen, die nach Australien ausgewandert war. Sogar die alten Möbel standen noch dort. Da Karen die meiste Zeit nicht zu Hause war, dachte sie auch nicht daran, die Einrichtung der Wohnung zu verändern.
An diesem Freitag war sie besonders früh zu Hause. Sie hatte nur zwei Termine in Chelsea gehabt, bei einem nichts verkauft, doch bei der anderen Kundin einiges verdient.
Da war sogar ein Essen zu zweit drin.
Dementsprechend gut war die Laune, als die dunkelhaarige Karen die Wohnung betrat, den Koffer so in die Ecke stellte, daß sie ihn nicht immer zu sehen brauchte und aus ihrer Kostümjacke schlüpfte. Jetzt

freute sie sich auf die Entspannung, und die begann bei ihr nach festen Regeln.

Zuvor einen trockenen Martini und dann ein herrliches Bad…

Den Martini trank sie mit sichtlichem Wohlbehagen, während sie dabei ins Bad ging, Salz in die Wanne streute und schon Wasser hineinlaufen ließ.

Sofort bildete sich der verführerisch riechende Schaum. Im Prospekt wurde dieses Badesalz mit dem Attribut erotisierend bezeichnet, davon hatte Karen allerdings noch nichts bemerkt, obwohl sie es ihren Kundinnen mit den entsprechenden Worten stets schmackhaft machte.

Nachdem sie das Glas geleert hatte, zog sie sich aus. Das geschah im Schlafzimmer. Sie legte ihre Sachen in den Wäschekorb, schaute aus dem Fenster und sah das Grün der Bäume. Sie gehörten schon zum Hyde Park. Eigentlich gefiel ihr die Wohnung gut. Andere mußten sich mit mieseren Zimmern begnügen.

Aus dem Schrank holte Karen den Hausmantel und streifte ihn über.

Der Martini hatte ihr Appetit gemacht. Sie beschloß, noch einen Drink zu nehmen. Diesmal mixte sie sich einen Martini und Whisky.

Letzterer überwog.

Den Drink wollte sie nehmen, wenn sie in der Wanne saß. Auch eine Zeitung lag bereit. Es war ein Klatschmagazin, dessen Berichte sich mit dem »tollen« Leben der Stars und Sternchen befaßte. Zur Entspannung genau richtig.

Mit einem Drink und einer Illustrierten bewaffnet, betrat sie das Bad.

In der Wanne quoll der hellblaue Schaum hoch. Es wurde Zeit, daß sie den Hahn abstellte.

Mit dem Zeh prüfte sie die Temperatur, war zufrieden, ließ den Bademantel von den Schultern gleiten und stieg in die Wanne. Sie genoß das prickelnde Gefühl des Badesalzes, streckte die Beine aus, nahm das Glas in die Hand und schloß die Augen. Zum erstenmal seit sie das Badesalz verkaufte, glaubte auch sie an eine erotische Wirkung.

Vielleicht lag es auch nur mehr an der Vorfreude auf Ralphs Erscheinen, denn lange würde es nicht mehr dauern.

Sie trank und hörte zu, wie die Schaumbläschen mit knisternden Geräuschen zusammenfielen.

Nach der Hektik der Woche tat die Ruhe gut. Da Karen Lockhead nicht sehr groß war, konnte sie die Beine ausstrecken, ohne daß die Füße gegen ein Hindernis stießen. Sie spielte mit den Zehen, schob sie manchmal aus dem Wasser, stellte das Glas auf den Rand und blätterte in der Zeitschrift.

Natürlich wurde etwas über die Serie Dallas berichtet und auch über die Konkurrenzreihe Dynastie.

Beide Reihen überboten sich darin, wer die schönsten Frauen zu

präsentieren hatte.

Als Schönheit bezeichnete sich Karen nicht. Ihr Gesicht war schmal, die Nase ein wenig knochig, aber sie war stolz auf ihre dunklen Augen, durch deren Blick sie schon so manches Männerherz in Aufruhr gebracht hatte.

Karen blätterte weiter. Sie fühlte sich wohl und dachte nicht im Traum daran, daß das Grauen bereits zu ihr unterwegs war. Mit einem Dietrich hatte der Mörder das einfache Schloß der Wohnungstür geöffnet und stand schon in der viereckigen Diele.

Dort hielt er sich für einen Moment auf. Die Spitze seines Killermessers zeigte nach unten. Er hatte den Kopf in den Nacken gelegt und konzentrierte sich.

Der Mörder wußte genau, daß sich sein Opfer in der Wohnung befand.

Nur mußte er noch herausfinden, in welchem Raum.

Es war still.

Sollte Karen die Wohnung schon wieder verlassen haben?

Das wollte er nicht glauben, dann hätte er es sehen müssen, bis er ein Geräusch hörte und ein Lächeln über seine Lippen zuckte.

Es war das Plätschern von Wasser.

Sie war im Bad!

Ideal für ihn…

Er bewegte seine freie linke Hand. Öffnete und schloß sie, als wollte er einen Hals umspannen. In seinen Augen lag ein entschlossenes Funkeln. Noch eins brauchte er, dann hatte er die drei Herzen zusammen und würde sie…

Seine Gedanken stockten. Er durfte nicht mehr abschweifen, sondern mußte sich voll und ganz auf seine neue Aufgabe konzentrieren. Nur keine Blöße zeigen. Zweimal hatte es ausgezeichnet geklappt, auch das dritte Opfer sollte ihm keinen Widerstand entgegensetzen. Dafür wollte er mit seinem Messer sorgen.

Im Wohnraum umging er lautlos die Möbelstücke. Er wollte nur nachschauen und sichergehen, daß sich keine andere Person mehr in der Wohnung aufhielt.

Auf leisen Sohlen schlich er wieder zurück in die Diele und wandte sich nach rechts.

Dort lag das Bad.

Behutsam drückte er die Tür auf. Sie verursachte kein Geräusch, zudem bewegte sich Karen Lockhead in der Wanne, so daß das Plätschern des Wassers alle anderen Geräusche übertönte.

Der Mörder huschte über die Schwelle. Ein lautloser Schritt brachte ihn in das Zimmer.

Sein Mund stand offen. Flach atmete er. Der stiere Blick glitt durch den Raum.

Genauso hatte er es sich vorgestellt. Karen saß in der Wanne. Sie wandte ihm zudem den Rücken zu. Der Kopf und die Schultern schauten aus dem hellblauen Schaum. Auf dem Wannenrand stand ein halbleeres Glas. Eine Illustrierte lag daneben.

Schon fast eine Idylle…

Bald würde sie zerstört sein, denn der Killer ging noch weiter vor.

Dabei geriet der Geruch des Badesalzes in seine Nase, die er krauszog.

Karen merkte nichts. Sie hatte sich mittlerweile entspannt und machte sich daran, den Körper zu waschen. Ein Bein hatte sie aus dem Wasser gestreckt. Dabei schaute sie zu, wie der Schaum an ihren Waden entlanglief. Den Schwamm hielt sie schon in der Hand und genoß wenig später das Gefühl, als er weich über ihre Haut strich.

Es tat ungemein gut.

Der Killer kam näher.

Er brauchte nur mehr den Arm auszustrecken, um nach seinem Opfer greifen zu können.

Karen war ahnungslos. Sie tauchte das Bein wieder unter, setzte sich dabei hin, und in diesem Augenblick griff der Mörder zu.

Plötzlich lag seine freie Hand auf ihrer linken Schulter.

Die Frau spürte den Druck, ein Schrei der Überraschung löste sich aus ihrer Kehle und erstickte einen Moment später, als der Mann mit dem Messer um ihren Hals fuhr und die Klinge gegen ihre Kehle drückte.

»Kein Wort!« hauchte er.

Sie saß steif. Sie wußte nicht, was sie denken oder sagen sollte. Zu unwirklich war die Szene. Nie hätte sie mit so etwas gerechnet. Das passiert ja nur immer anderen, nicht mir, so hatte sie stets gedacht und erlebte nun eine grausame Enttäuschung.

Der Killer schob sich am Wannenrand entlang. Er geriet in Karens Blickfeld, die zur Seite schielte und ihre Augen aufriß. Der Strahl einer Erkenntnis zuckte durch ihren Kopf.

Sie wollte trotz der Klinge etwas sagen. Das schaffte sie nicht mehr, denn der Mörder war raffinierter, als sie angenommen hatte.

Gedankenschnell tauchte er seine freie Hand in die Wanne, bekam einen Fuß zu fassen und riß das Bein in die Höhe.

Karen fiel und putschte zurück.

Im nächsten Augenblick schlug das Badewasser über ihrem Kopf zusammen. Sie tauchte in den Schaum, bekam Wasser in den Mund, hatte schreckliche Furcht, daß der andere sie ertränken wollte, doch der ließ sie wieder hochkommen.

Das Wasser rann über ihr Gesicht, lief aus den Augen, und Karen sah wieder einigermaßen klar.

Vor allen Dingen das Messer.

Es gelang ihr nicht einmal mehr, einen Schrei auszustoßen. Karen Lockhead wurde das dritte Opfer des unheimlichen Mörders, der kaltlächelnd seiner schrecklichen Aufgabe nachkam.

Es dauerte nicht lange, da konnte er das Bad verlassen. Noch einmal schaute er sich um. Verräterische Spuren hatte er nicht hinterlassen. Ihm würde man kaum auf die Schliche kommen.

Sein Lachen war leise, als er sich der Wohnungstür näherte, die in diesem Augenblick von der Flurseite her aufgeschlossen wurde.

Der Mörder hörte das Geräusch und war blitzartig im toten Winkel verschwunden…

***

»Du kannst nach Hause gehen«, hatte der Chef zu Ralph Gern gesagt, und der war selten in seinem Leben so gesprungen. Am Freitag früher zu verschwinden, das hatte tatsächlich Seltenheitswert. Aber der Alte wollte über das Wochenende weg, seine Frau hatte er in Kur geschickt, und wie Ralph wußte oder zumindest ahnte, sollte da noch irgendwo eine kleine Freundin existieren, mit der sich der wesentlich ältere Mann die nächsten Tage verschönern würde, Und Ralph wußte auch, daß seine Freundin Karen Lockhead an einem Freitag stets versuchte, früher Feierabend zu machen. Die beiden hatten sich zwar für einen bestimmten Zeitpunkt verabredet, den allerdings wollte der junge Mann nicht einhalten, sondern früher bei seiner Freundin erscheinen und sie überraschen. Deshalb dachte er auch nicht daran, sie vorher anzurufen. Er wollte in der Wohnung stehen und ihr Gesicht sehen. In einer schwachen Stunde hatte sie ihm mal einen Schlüssel übergeben. Bisher hatte er ihn noch nie benötigt, jetzt würde er ihn gebrauchen.

Er wechselte vom Taxi in seinen eigenen Wagen. Es war ein alter Sunbeam, der im Winter stets seine Schwierigkeiten hatte anzuspringen, im Sommer jedoch glatt fuhr.

Karen Lockhead wohnte in der Nähe des berühmten Odeon-Kinos, an der nordöstlichen Seite des Hyde Parks. Eine Gegend, die auch Ralph gefiel. Irgendwann würde er aus seiner verstaubten Bude ausziehen und bei Karen leben. Wobei er jetzt schon die Hälfte seiner Kleidungsstücke bei ihr untergebracht hatte.

Ralph konnte nicht ahnen, was ihn erwartete, während er mit einem frohen Lächeln auf den Lippen in den etwas kühler gewordenen Sommernachmittag hineinfuhr, um seine geliebte Karen zu überraschen.

Einen Parkplatz fand er auch. Zwei Nachbarn grüßten ihn freundlich, und er betrat nichtsahnend das Mietshaus, um die Treppen zum zweiten Stock hochzulaufen.

Bald stand er vor der Wohnungstür, holte die Schlüssel hervor, ließ einen, den passenden, im Schloß verschwinden und dachte erst jetzt

daran, daß er eigentlich hätte Blumen mitbringen können.

Er stieß die Tür auf – und sah das Messer!

Ralph Gern glaubte, einen Traum zu erleben. Seine sonnenbraune Haut wurde blaß. Er stand auf dem Fleck wie eine Figur, hielt mit der rechten Hand noch den Türschlüssel fest und sah im Halbdunkel des Flurs das bleiche, verzerrte Gesicht.

Die Klinge raste nach unten. Daß Ralph so reagierte, wie er es in diesen gefährlichen Augenblicken tat, damit hatte er selbst nicht gerechnet. Es war wohl der reine Überlebensinstinkt, der ihn leitete, denn er rammte, ohne dabei den Schlüssel loszulassen, die Tür nach vorn, und die lange Klinge, auf ihn gezielt, traf nicht schräg von oben seinen Hals, sondern das dicke Holz der Tür.

Es entstand ein dumpfes Geräusch, aus dem der andere sogar das Singen der Klinge heraushörte.

Durch die Wucht der nach innen schnellenden Tür war auch der Killer aus dem Konzept gebracht worden, denn die Kraft trieb ihn schräg zurück, und er rammte mit dem Kreuz gegen die Wand, wo sich auch der Garderobenständer befand.

Der Mörder spürte einen scharfen Schmerz im Nacken. Sein Gesicht verzerrte sich, er wurde noch wütender und schüttelte den Kopf, während er gleichzeitig seine Klinge aus dem Holz zog. Es durfte keinen Zeugen geben, nicht in diesem Fall.

Ralph konnte nur mehr ahnen, was möglicherweise in der Wohnung geschehen war. Er befürchtete das Schlimmste. Anstatt zu fliehen, tat er genau das Gegenteil, er stürmte vor und erreichte die Diele der Wohnung, wo der Mörder einen zweiten Angriff startete.

Wie ein Schatten kam er.

Bevor Ralph Gern seinen Job als Taxifahrer angenommen hatte, war er zwei Monate lang bei einem Freund in einen Judokursus gegangen und hatte dort fleißig trainiert.

Diese Ausbildung, so hart sie auch gewesen war, und so sehr er auf sie geschimpft hatte, kam ihm nun zugute.

Er wehrte die erste Attacke ab.

Durch ein gedankenschnelles Abducken konnte er der Klinge ausweichen und konterte selbst. Seinen rechten Fuß riß er hoch, traf den anderen irgendwo an der Hüfte und schleuderte den Mann zurück.

Dann riß er ein Bild von der Wand. Es zeigte ein Blumenstilleben, und Karen hatte es geerbt. Er hob es hoch und schleuderte es dem anderen entgegen. Der Rahmen war ziemlich stabil, und als er gegen die Brust des Killers hämmerte, wurde dieser aus dem Konzept gebracht.

Ralph setzte nach.

Der Mörder hatte noch immer damit zu tun, sich zu fangen, deshalb

gelang es Ralph, einen Treffer zu landen. Wieder hatte er den Fuß genommen. Er sah, wie die Sohle flach vor die Brust des anderen prallte und dieser zurückgedrängt wurde.

Der Stich mit dem Messer verfehlte den Taxifahrer, weil er zu überhastet gestoßen war.

Ralph geriet in einen Rausch. Er hörte seine Freundin nicht schreien, er sah sie auch nicht und befürchtete das Allerschlimmste. Es war wie ein roter Vorhang, der sich vor seine Augen legte. Ein Durchbruch der Wut, des Schmerzes und des Hasses.

Ralph vergaß das Messer des anderen, und er rechnete auch nicht mit dessen eiskalter Cleverneß.

Der Stahl war da. Wie eine huschende Schlange geriet er in Ralphs Nähe, und das Feuer, das der junge Mann spürte, hüllte ihn ein und war dennoch nicht zu sehen, weil es von innen kam, denn das Messer hatte ihn getroffen.

Ralph wankte zurück. Sein Gesicht wurde noch blasser. Er spürte die Nässe, sah sie nicht, aber er wußte, daß es Blut war.

Und zwar sein Blut…

Plötzlich verschwamm alles vor seinen Augen. Der Raum, in dem er sich befand, besaß plötzlich andere Proportionen. Er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte. So fremd, so anders kam ihm die Umgebung vor, und er sah sie wie durch einen Schleier.

Mit jedem Schritt, den er nach hinten oder zur Seite wankte, rann auch die Kraft aus seinem Körper. Zudem verlor er Blut, und es war schwer für ihn, sich überhaupt auf den Beinen zu halten.

Ein Knall schreckte ihn noch einmal hoch. Zuerst hatte er geglaubt, einen Schuß zu hören. Das war ein Irrtum. Nur die Tür war ins Schloß gefallen.

Die Tür?

Es fiel Ralph schwer, zu überlegen, bis er sich darüber im klaren war, daß er keine anderen Geräusche mehr vernahm, als nur mehr sein heftiges Atmen.

Da wußte er Bescheid.

Der andere hatte die Wohnung verlassen. Er war geflohen. Die Aufgabe hatte er schließlich erfüllt.

Es war Ralph nicht aufgefallen, daß er sich nicht mehr in der Diele oder im Flur befand. Ohne es zu merken, hatte er die Schwelle überschritten und war in einem anderen Zimmer gelandet.

Dort lehnte er sich gegen das Regal, Er kannte jedes Detail in der Wohnung und wußte, daß er sich im Wohnzimmer befand. Nur sah er die Möbel nicht mehr so klar wie sonst, die Umrisse verschwammen, für ihn ein Beweis seiner eigenen Schwäche.

Aber er brauchte Ruhe. Die Schmerzen waren zu stark. Sie stachen durch seine rechte Körperhälfte und erinnerten ihn an glühende

Drähte, gegen die man einige Adern ausgetauscht hatte.

Irgendwo zwischen Brust und Hüfte war er von dem verdammten Messer getroffen worden. Er senkte den Kopf, und sein Blick glitt in diese Richtung. Da sah er den Fleck.

So rot, so groß wie eine Hand, und es rann auch dort hervor.

Streifen von Blut, die den Stoff seiner Hose bereits naß und schwer gemacht hatten.

Schwer schlug sein Herz. Der Atem pfiff. Schweiß lag auf seinem Gesicht. Zudem rann er salzig in seine Augen und brannte dort wie Säure. Er regte die Tränendrüsen an, so daß es naß über sein Gesicht lief und sogar über das Kinn tropfte.

Schwäche breitete sich in seinem Innern aus. Es fiel ihm schwer, sich auf den Beinen zu halten, aber da war ein Gedanke, der wie ein Messerstoß in sein Gehirn drang.

Und dieser Gedanke besaß einen Namen.

Karen!

Der Killer war aus dieser Wohnung gekommen, und Karen hielt sich, soviel er wußte, zu Hause auf.

Lebt sie noch?

Diese Frage erschreckte ihn zutiefst. Schwindel überkam ihn. Er verzog das Gesicht, holte schwer Luft und schüttelte verzweifelt den Kopf. Das durfte nicht wahr sein, was er sich da vorstellte. Karen war doch noch so jung, sie konnte einfach nicht tot sein, nein, das wollte er nicht glauben. Zudem hatte er auch ihre Leiche noch nicht gesehen.

Aber die Wohnung besaß mehrere Zimmer.

Es fiel ihm schwer, sich von der Stelle zu lösen, an der er stand.

Noch schwerer fiel ihm das Laufen. Seine Beine wollte er kaum vom Boden hochbekommen, die Knie schienen einem anderen zu gehören, und bei jedem torkelnden Schritt sackte er ein, wobei er sich wunderte, daß er sich noch immer fangen konnte.

Gegen den kleinen Tisch fiel er, drückte diesen zur Seite und fiel selbst nach vorn.

Diesmal war kein Gegenstand da, der ihn stützte. Dennoch hatte Ralph Glück, denn er landete bäuchlings auf der Couch. Das Nachfedern spürte er auch an seiner Wunde. An der rechten Seite schien sich sein Körper in zwei Hälften spalten zu wollen.

Das Gefühl, es nicht zu schaffen, wurde gewaltig, aber Ralph kämpfte dagegen an. Er dachte an seine Freundin, die er noch nicht gesehen hatte, und dieser Gedanke trieb ihn wieder hoch.

Er bekam kaum mit, wie er sich wieder auf die Beine stemmte und sich umdrehte. Hier im Wohnraum befand sie sich nicht.

Wahrscheinlich woanders, da kam noch das Bad in Frage.

Wie ein Betrunkener taumelte er vor. Seine Füße bekam er nicht mehr in die Höhe. Sie schleiften über den Boden. Er stieß einen Stuhl

um, raffte sich wieder auf und erreichte die Diele. Mit der rechten Schulter fiel er gegen die Wand, glaubte abermals, innerlich zerreißen zu müssen und stemmte sich dennoch ab.

Durch diesen Schwung getrieben, gelangte er bis an die Badezimmertür. Er streckte den rechten Arm aus, traf aber nicht das Holz, sondern den Rahmen.

Dort blieb er für einen Moment stehen, atmete tief durch, senkte den Kopf und sah die roten Flecken, die sich neben seinem rechten Fuß auf dem Boden ausbreiteten.

Sein Blut…

Es rann aus der Wunde, und selbst der Hosenstoff schaffte es nicht mehr, die Lebensflüssigkeit aufzuhalten. So war eben das makabre Muster zu sehen.

Dieser Anblick schockte ihn. Hitze flutete durch seinen Körper. Er hatte den Mund weit aufgerissen, den Kopf in den Nacken gelegt und versuchte mit der anderen Hand die Tür so weit aufzustoßen, wie es eben möglich war.

Sie schwang nach innen und berührte mit der Klinke die Wand.

Das dabei entstehende Geräusch schreckte ihn auf, und er nahm auch den Geruch wahr, der das Zimmer schwängerte.

Genauso roch es, wenn jemand gebadet hatte.

Baden?

Er dachte daran, da war auch etwas in seiner Erinnerung, doch er wußte nicht genau, was.

Es dauerte eine Weile, bis sich Ralph daran erinnerte, daß vielleicht seine Freundin in der Wanne saß. Sehen konnte er sie nicht, denn vor seine Augen hatte sich ein Schleier gelegt.

Er atmete tief ein, und er warf seinen Körper vor, wobei er sich hütete, die rechte Seite zu stark zu belasten. So schaffte er die ersten Schritte über die Schwelle, hörte ein Knirschen und kam nicht darauf, daß er unter seiner Fußsohle Glas zermalmt hatte.

Mit der Fußspitze kickte er eine auf dem Boden liegende Illustrierte zur Seite, erreichte die Wanne, und genau in diesem Augenblick lichtete sich der Nebel.

Er sah klarer!

Und er sah sie.

Sie schwamm in der Wanne. Seltsam steif und leblos. Der Auftrieb des Wassers hatte sie nach oben gedrückt. Aber weshalb war die Flüssigkeit so rot, weshalb sah sie aus wie ein gefärbter See?

Er konnte nichts machen, er mußte einfach weitergehen, fiel nach vorn. Seine Hand verschwand im Wasser, berührte einen Körper.

Dieser Kontakt wirkte wie eine Initialzündung.

Mit einem Mal wurde ihm die gesamte Tragweite dieses Verbrechens bewußt. Er wußte plötzlich, daß er Karen nie mehr in die Arme

schließen konnte, daß alles vorbei war und hier in der Wanne, zudem in Wasser und Blut schwimmend, ein lebloser Körper lag.

Karen war nicht mehr, sie würde nie mehr sein…

Diese Gedanken durchströmten seinen Kopf, und er schluchzte auf wie ein kleines Kind. Wasser stürzte aus seinen Augen. Die Wanne, die Tote, das gesamte Badezimmer verschwamm in einem wahren Tränenstrom. Laute drangen über seine Lippen, die er nie zuvor im Leben vernommen hatte. Er kam sich vor wie ein Tier und wunderte sich darüber, daß er sich überhaupt noch auf den Beinen halten konnte.

Es war mehr ein Torkeln, ein Taumeln. Er merkte nicht einmal, daß er rückwärts ging. In seinen Knien spürte er das berühmte Puddinggefühl, irgendwo stieß er mit dem Kopf gegen, nahm den Schmerz gar nicht wahr und erreichte den Wohnraum, ohne es überhaupt zu merken.

Da war das Telefon.

Daran erinnerte er sich noch.

Und auch an die Notrufnummer, die er mit zitternden Fingern tippte.

Die Anschrift des Mädchens drang wie ein Hauch über seine Lippen, bevor ihm der Hörer aus der Hand fiel und er selbst bewußtlos neben dem Apparat zusammenbrach.

***

Suko und mir war das Lachen vergangen!

Wir saßen uns mit steinernen Gesichtern gegenüber und waren nicht in der Lage, auch nur ein Wort zu reden. Im Vorzimmer hämmerte Glenda auf ihrer Maschine. Das Geräusch drang wie ein fernes Rauschen an unsere Ohren.

Drei tote Mädchen!

Es war zum Verrücktwerden. Wir hatten Karen gefunden, tot, und im anderen Raum hatten wir das Blut gesehen, daß der einzige Zeuge verloren hatte.

Große, rote Flecken auf dem hellen Teppichboden, eine schaurige, makabre Spur, die uns eventuell zum Mörder führte, denn wir hatten in dem jungen Mann einen Zeugen.

Zunächst konnten wir ihn nicht verhören, denn er befand sich im Krankenhaus.

Obwohl er dort lag, hatte er unheimlich Glück gehabt, denn die Klinge war an einem Hüftknochen abgeglitten. Sie hatte »nur« eine gewaltige Fleischwunde gerissen.

Ich schloß für einen Moment die Augen und stützte das Kinn auf meinen Handteller.

»Was ist, John?«

Suko hatte die Frage gestellt, und ich schaute auf. »Ich weiß nicht, ob

wir es diesmal packen werden. Da läuft ein Killer herum, der Mädchen ermordet, ihnen die Herzen entnimmt und…« Ich konnte einfach nicht mehr weitersprechen, denn meine Kehle saß zu.

Vampire, Werwölfe, Zombies, okay, an sie hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Sie waren auch schlimm, aber diesen unheimlichen Killer empfand ich als schrecklicher. Da lief jemand durch London, der ein Messer besaß und damit seine grausamen Taten verübte.

Weshalb?

In wessen Auftrag handelte er? Oder tat er es nur, weil er dem reinen Trieb folgte?

Ich kam auf keine Lösung. Unsere einzige Hoffnung war der Verletzte, der im Krankenhaus lag und den wir besuchen mußten.

Aus dem Nebenraum vernahmen wir eine Männerstimme. Unser Chef, Sir James, war gekommen. Wenig später öffnete er die Tür und betrat unser Office. Ich stand auf und holte den Besucherstuhl.

Sir James ließ sich darauf nieder, senkte den Kopf und legte die Stirn in Falten. Daß ihn Sorgen quälten, war ihm anzusehen. Es gebot die Höflichkeit, erst ihn reden zu lassen.

»Wir werden es schwer haben«, begann er, »sogar sehr schwer. Da läuft ein Killer herum, tötete junge Frauen und entnimmt ihren Körpern die Herzen. Können Sie sich ein Motiv vorstellen?«

»Nein«, sagte ich.

»Aber es muß eines geben.«

»Vielleicht war es ein Irrtum, anzunehmen, daß hinter den Taten der Teufel steckt«, meinte Suko.

»Möglich, aber würden Sie jetzt aussteigen, auch wenn sich der Fall als völlig normaler herausstellen sollte?«

»Nein«, erwiderte Suko und ich wie aus einem Munde.

»Sehen Sie.«

»Wir setzen unsere Hoffnungen auf den Zeugen«, erklärte ich Sir James. »Ich habe im Krankenhaus Bescheid gegeben. Man wird uns anrufen, wenn es soweit ist und wir ihn sprechen können.«

»Hoffentlich stand er nicht zu sehr unter Schock und hat auch seine Beobachtungen registriert«, meinte unser Chef. »In den Augenblicken der Gefahr reagiert ein ungeschultes Auge anders. Bei Ihnen beiden ist das nicht so. Sie wissen, worauf es ankommt.«

Ich hob nur die Schultern. Glenda streckte ihren Kopf durch die Tür und bot Kaffee an.

Sogar Suko wollte welchen, auch Sir James sagte nicht nein. Glenda hatte damit gerechnet und den Kaffee schon gekocht. Für mich war und blieb sein Geschmack unerreicht.

Wir tranken die ersten Schlucke langsam. Auch das Gespräch wollte nicht mehr in Gang kommen, denn jeder von uns wartete auf den

entscheidenden Anruf.

Schließlich berichtete Sir James von dem Ärger, den er mit der Presse gehabt hatte. Die Reporter hatten Wind von den Taten bekommen und stilisierten den unbekannten Täter bereits zum zweiten »Jack the Ripper« hoch. Mir reichte einer, denn dessen Geist war in den Körper der ehemaligen Detektivin Jane Collins gefahren und hatte sie praktisch der Oberhexe Wikka in die Hände gespielt.

Wikka gab es nicht mehr. Jane existierte, und sie stand nicht gerade auf unserer Seite, wie sie vor zwei Tagen noch bewiesen hatte, als wir gegen den unheimlichen Holzschnitzer im Bayerischen Wald kämpften.

Ich hatte die Tasse noch nicht ganz geleert, als das Telefon klingelte.

Rasch hob ich ab und hörte eine fremde Männerstimme. Es war ein Arzt aus dem Krankenhaus.

»Der Verletzte befindet sich außer Gefahr. Er ist auch soweit hergestellt, daß er reden kann.«

»Können wir sofort kommen?«

»Ja.«

»Danke sehr.« Ich legte auf und sagte Sir James Bescheid.

Suko hatte sich bereits aus seinem Stuhl gedrückt. Er griff zur Jacke und streifte sie über.

»Wollen Sie nicht mitkommen, Sir?« erkundigte ich mich.

»Nein, fahren Sie allein. Ich habe noch einige andere Dinge zu erledigen. Vielleicht wird auch eine Pressekonferenz ins Leben gerufen, die ich leiten muß. Sie beide halte ich natürlich aus dem Trubel heraus. Bisher hat es sich noch nicht so sehr herumgesprochen, daß Sie an dem Fall arbeiten.«

Ich grinste schief. »Hoffentlich bleibt es so.«

Das nächstliegende Krankenhaus war das St. Mary’s Hospital gewesen, schon im Stadtteil Paddington gelegen.

Für uns eine relativ weite Strecke zu fahren.

Auf die andere Seite der Themse brauchten wir nicht, nahmen die Park Lane an der östlichen Seite des Hyde Parks, passierten Marble Arch, gelangten auf die Edgware Road, bogen später in die Praed Street ein und hatten danach sehr schnell das Krankenhausgelände erreicht. Der Bahnhof Paddington befand sich in Rufweite. Wir fanden einen Parkplatz und hatten es verständlicherweise eilig, das Krankenhaus zu betreten. Durch den Haupteingang waren wir gegangen. In der Eingangshalle herrschte ziemlich viel Trubel, eine offizielle Besuchszeit näherte sich ihrem Ende.

So dauerte es eine Weile, bis es mir gelang, mir eine Schwester zu schnappen.

»Ach ja«, sagte sie, »man erwartet Sie bereits.«

»Wer?«

»Ich rufe den zuständigen Arzt an.« Die Stimme klang sehr gehetzt. Wahrscheinlich war die Dame überlastet.

Ein noch jüngerer Arzt kam und holte uns ab. »Ich bin Dr. Andretti«, sagte er.

»Haben Sie den Verletzten behandelt?« fragte Suko, als wir uns ebenfalls vorgestellt hatten.

»Ja, das tat ich.«

»Und?«

Er hob die Schulter und lehnte sich für einen Moment an die Wand neben dem Fahrstuhl. »Der Mann hat sehr viel Glück gehabt. Die Klinge ist wunderbar abgerutscht. Er muß noch hierbleiben, aber die Fleischwunde wird wohl gut verheilen.«

»Das hoffen wir auch«, sagte ich.

In den zweiten Stock mußten wir. Der lange Krankenhausgang nahm uns auf.

Es roch so wie in jedem Hospital. Ich hätte mir am liebsten die Nase zugehalten.

Wir passierten den Aufenthaltsraum der Krankenschwestern und blieben vor einer Tür stehen, die in einer Nische lag. Der Arzt betrat als erster das Zimmer.

Als der Verletzte uns eintreten sah, hob er den Kopf. Sein Blick war fragend auf uns gerichtet. Sehr blaß sah er aus. Die Anstrengungen hatten ihn gezeichnet.

»Zu seiner Verletzung kam natürlich der psychische Schock«, erklärte der Doc. »Deshalb haben wir ihn zunächst einmal auf ein Einzelzimmer gelegt. Zudem hat er Beruhigungsmittel bekommen.«

Ich nickte.

Dr. Andretti stellte uns vor.

Ralph Gern nickte nur, bevor über seine Lippen ein flüchtiges Lächeln huschte. »Jetzt hoffen Sie natürlich, daß ich Ihnen den Mörder präsentieren kann, wie?«

»Nein, so vermessen sind wir nicht, Mr. Gern. Vielleicht können Sie uns einen kleinen Hinweis geben.«

»Das ist schwer.«

»Versuchen wir es«, sagte ich und nahm am Fußende an der Bettkante Platz. »Wenn es Ihnen möglich ist, berichten Sie bitte von Beginn an. Wie es gewesen war, als sie die Wohnung betraten.«

Er hob die Schultern und setzte sich gerade hin. Sein Blick war auf eine Tür gerichtet, dennoch hatte ich das Gefühl, daß er sie gar nicht sah, sondern ins Leere schaute.

Wir hörten von ihm eine schlimme Geschichte. Suko und ich konnten uns gut vorstellen, welch einen Schock der junge Mann erlitten hatte, als er die Wohnung betrat.

Wir fragten ihn nach dem Killer.

»Können Sie uns wirklich keine Beschreibung geben?« wollte Suko wissen.

»Nur schlecht.«

Mein Partner beugte sich vor. »Versuchen Sie trotzdem.«

Dr. Andretti griff nicht ein. Er stand nahe der Tür und beobachtete uns.

»Was soll ich Ihnen da sagen? Der Kerl war so groß wie ich, dazu dunkelhaarig…«

»Und sein Gesicht?«

»Verzerrt. Haßentstellt, hatte ich das Gefühl. Einzelheiten weiß ich wirklich nicht.«

»Sie haben ihn auch noch nie zuvor gesehen?«

»Nein, Inspektor.«

»Dennoch muß er in einer Beziehung zu Ihrer Freundin gestanden haben«, spann ich den Faden weiter.

»Wieso?«

»Niemand tötet ohne Motiv.«

Er senkte den Blick. »Ja, das stimmt. Nur kann ich mir nicht vorstellen, was dieser Mann mit Karen zu tun gehabt hat. Wirklich nicht, das ist mir zu hoch.«

»Vielleicht war er einer ihrer früheren Freunde«, vermutete ich.

»Eifersucht ist ein Motiv.«

»Stimmt. Nur gab es so einen Freund nicht, dem man diese Dinge hätte zutrauen können.«

»Dabei ist Karen nicht die erste gewesen«, sagte Suko.

Erstaunt schaute Ralph Gern den Chinesen an. »Wie meinen Sie das denn, Inspektor?«

»Es gab noch zwei Morde.«

»Von demselben Täter verübt?«

Diesmal gab ich die Antwort. »Ja, Mr. Gern. Ich nenne Ihnen jetzt die Namen der Toten. Sabrina Page und Angie Hunt. Können Sie damit etwas anfangen?«

Er sagte nichts, sondern wurde noch blasser. Seine Hände, die er vor sich auf der Bettdecke liegen hatte, bewegten sich. Die Finger glichen plötzlich Würmern, die über die Bettdecke krochen, bis sie sich so hart ineinander verkrampften, daß die Knöchel auf den Handrücken scharf und spitz hervorstanden.

»Ich kenne die beiden«, hauchte unser Zeuge.

»Persönlich?«

»Ja, wir haben uns einmal getroffen. Karen brachte mich mit. Ich war der einzige Mann. Es war kurz nach ihrer Rückkehr aus Paris. Sie wollten Erinnerungen auffrischen.«

»Und?«

»Sie erzählten viel, denn nach ihren Worten zu urteilen, mußten sie

halb Paris auf den Kopf gestellt haben.«
»Kennen Sie Einzelheiten?« fragte ich.
»Meinen Sie, das hätte etwas mit dem Verbrechen zu tun?«
»Wir müssen jeder Spur nachgehen«, erklärte ich.
»Wenn Sie das sagen, dann glaube ich es Ihnen. Auf jeden Fall haben sie in Paris viel erlebt. Das war ein richtiger Spaß. Sie gingen ja nicht nur in den Louvre oder ins Centre Pompidou, nein, sie eroberten Paris auf ihre Art und Weise.«
»Was heißt das?«
»Sie gingen dorthin, wo sich kein Tourist hinwagt.«
»Allein?«
»Nein, sie hatten einen Begleiter. Ich kannte ihn nur unter dem Namen Pierre.«
»Ist der mitgefahren?«
»Der lebt in Paris. Ich weiß auch nicht, wie er sich an die drei herangemacht hat. Jedenfalls hat er sich als ihr Führer zur Verfügung gestellt. Nicht nur in der Ober-, sondern auch in der Unterwelt.«
Suko und ich schauten uns an. »Wie sollen wir denn das verstehen?« fragte mein Partner.
»Kennen Sie nicht die Pariser Unterwelt?«
Wir schüttelten die Köpfe.
»Da sind doch die Katakomben. Die Kanäle, die man offiziell nicht betreten darf. Aber es gibt Leute, die sich einen Sport daraus machen, in den Kanälen umherzustreifen und dort wilde Feste zu feiern. Vor allen Dingen Studenten.«
»Welche Feste?«
Ralph Gern schaute mich an. »Sie wollen aber alles sehr genau wissen, Sir.«
»Ich bin eben Polizist.«
»Also, das waren Feten. Man kam zusammen, brachte Alkohol mit, feierte und genoß die schaurige Umgebung. Es soll auch Leute gegeben haben, die sich mit Teufelsbeschwörung befaßten.«
Jetzt wurden wir noch hellhöriger. »Dieser Pierre auch?«
»Das kann ich Ihnen nicht sagen, wirklich nicht. Also, mein Fall war der Knabe nicht.«
»Ist denn Karen nie näher auf ihn eingegangen?«
»Kaum, denn Pierre war ihr im Prinzip gleichgültig. Obwohl sie ihn als seltsam einstufte.«
»Wieso?«
»Er ist Student.«
»Was studiert er denn?«
»Alles Mögliche, glaube ich. Auch Biologie, wie ich hörte. Ich habe dann nicht näher gefragt.«
»Sie wissen nicht zufällig, wo dieser Pierre gewohnt hat?«

»Nein, das heißt ja. Er muß irgendwie Geld gehabt haben, denn er besaß ein Haus.«

»Neu?«

»Ziemlich alt. Da ist auch noch ein Laden untergebracht worden. So ein Kramgeschäft.«

»Die Adresse wissen sie nicht?«

»In der Szene. Montmatre oder Montparnasse. Ich weiß es wirklich nicht genau. Aber was wollen Sie überhaupt von ihm? Pierre ist in Frankreich, der Killer hat hier in London zugeschlagen.«

»Wir müssen uns über alles erkundigen«, erklärte ich.

»Das verstehe ich.«

Dr. Andretti meldete sich. »Ich glaube, es wird Zeit, denn Mr. Gern braucht Ruhe.«

»Eine Sache habe ich da noch«, sagte Suko und griff in seine Tasche.

Er holte das Bild hervor. »Sicherheitshalber nur möchte ich, daß Sie sich das Foto einmal anschauen, Mr. Gern. Sind das die drei Mädchen, die in Paris waren?«

Ralph Gern nahm das Bild entgegen, schaute es sich an, und wir sahen, wie seine Mundwinkel zuckten. Diese Aufnahme hatte die Erinnerung in ihm wieder frisch werden lassen. Er nickte zweimal, bevor er flüsterte: »Ja, das sind sie.«

»Fällt Ihnen sonst noch etwas auf?« fragte Suko.

»Meinen Sie diesen Mann?«

»Zum Beispiel.«

Ralph schaute genauer hin. Ich beobachtete ihn dabei und erkannte, daß so etwas wie eine Erinnerung in ihm aufkeimte. Er krauste die Stirn, schaute genau nach, holte ein paarmal tief Luft, und sein Adamsapfel am Hals bewegte sich, als würde er einen dicken, unsichtbaren Kloß nach unten schlucken.

»Nun?«

»Mein Gott«, flüsterte er. »Das ist er!«

»Wer?« fragte Suko und ich wie aus einem Mund.

»Das ist Pierre.«

»Er wollte nicht aufs Foto«, meinte der Chinese.

»Nein, das nicht. Der hatte auch einen Grund.« Plötzlich fing er an zu weinen. Das Bild fiel ihm aus der Hand, blieb auf der Decke liegen.

»Das ist«, hauchte er, »das ist der Mörder…«

Wir saßen reglos!

Ich konnte nicht gerade behaupten, daß ich mit dieser Wendung gerechnet hatte, aber so völlig überrascht war ich auch nicht. Der Mörder hieß Pierre.

Er kam aus Paris, war Franzose, hatte in London die drei Mädchen gekillt, mit denen er zusammen gewesen war, um ihnen die Herzen zu nehmen. Weshalb hatte er dies getan? Wer steckte hinter ihm? Welche

Kraft hatte ihn zu diesen scheußlichen Taten getrieben?

Ich wußte es nicht, auch Suko war ratlos. Er und ich saßen da und wagten kaum zu atmen.

Ralph Gern war zurückgesunken. Langsam fiel sein Kopf zur Seite und wurde von dem Kissen aufgehalten, in das er eine kleine Beule drückte. »Er ist es, verdammt, er ist es…«

»Bitte, Gentlemen, gehen Sie jetzt.« Die Stimme des Arztes unterbrach unsere Gedanken.

Ich stand auf. Es hatte keinen Sinn, sich von Ralph Gern zu verabschieden, er hätte uns kaum gehört, und so schlichen wir praktisch aus dem Zimmer. Auch der Arzt verschwand. Er wollte einer Krankenschwester Bescheid geben, damit sie sich um den jungen Mann kümmerte.

Suko hatte das Foto mitgenommen. Er hielt es zwischen den Fingern, starrte es an, und ich hatte das Gefühl, als würde er es überhaupt nicht sehen.

Wir waren einen gewaltigen Schritt weitergekommen, wußten jetzt, wer der Mörder war, aber wir konnten nichts tun, da wir keine Beweise hatten und ihn auch nicht packen würden, weil wir ihn nicht kannten.

Die Aufnahme war einfach zu schlecht, zu verschwommen oder verwaschen. Da war es nicht möglich, noch etwas gegen ihn zu unternehmen. Zudem glaubten wir beide nicht, daß sich dieser Pierre noch in London aufhielt. Wahrscheinlich befand er sich längst auf dem Weg nach Paris, in seinem Gepäck die schaurigen Dinge.

»Was sagst du dazu, John?«

Ich hob die Schultern. »Meiner Meinung nach sollten wir mal wieder nach Paris fahren.«

Suko zog das Gesicht kraus. Mit dieser Stadt verbanden uns unangenehme Erinnerungen. Nicht nur gegen Belphegor hatten wir dort gekämpft, auch gegen den Horror auf der Schönheitsfarm und gegen die Mannequins mit Mörderaugen. In Paris war die jetzt erledigte Lady X zu einem Vampir geworden, und in Paris hatten wir uns mit dem Hexer herumschlagen müssen, der uns damals in die Mikrowelt geschickt hatte.

Die Fälle, die in der Seine-Metropole spielten, waren uns stets an die Nerven gegangen.

»Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig.«

Ich gab meinem Partner recht. »Wichtig ist nur, daß wir diesen Pierre finden.«

»Mit oder ohne offizielle Begleitung. Dieser Paul Meurisse wird nicht gerade begeistert sein.«

Da sagte er etwas. Meurisse konnte man als einen Geheimagenten bezeichnen. Wir hatten ihn bei dem Fall kennengelernt, als es um die

Schönheitsfarm in Clichy gegangen war.
»Er könnte uns zumindest dabei behilflich sein, diesen Pierre aufzustöbern«, sagte ich.
»Falls wir es nicht schon vorher schaffen.«
»Natürlich.«
Wenig später saßen wir wieder in unserem Büro zusammen und dachten beide laut nach. Wir kamen zu der Überzeugung, noch einmal die Wohnungen der drei toten Mädchen zu durchsuchen.
Möglicherweise fanden wir auch bei Karen und Sabrina eine Spur, die heiß genug war, um uns auf Pierre hinzuweisen.
Eine Reise mußte abgesprochen werden. Als wir Sir James die Fakten auf den Tisch legten, hatte er nichts dagegen.
»Fahren Sie«, sagte er mit leiser, aber entschlossener Stimme.
»Und holen Sie diesen verdammten Killer…«
Wir würden unser Bestes tun…

***

Der Raum war finster. Es roch nach Kerzenwachs, Feuchtigkeit, nach Verbranntem und fauligem Wasser. Über eine alte Steintreppe konnte man ihn erreichen. Sie gehörte zu den beiden Verbindungen, über die man den Raum verlassen und die Oberwelt wieder besteigen konnte.
Der Mann, der in diesem Verlies seinen Arbeitsplatz eingerichtet hatte, wollte nicht mehr an die Oberwelt. Ihm gefiel es in der Tiefe, da war er allein, da wurde er nicht gestört, da konnte er schalten und walten, wie er wollte.
Der Mann war gefährlich.
Man konnte ihn als Killer, als Mörder bezeichnen oder als ein menschliches Scheusal.
Der Mann war Pierre!
Wie Frankenstein kam er sich nicht gerade vor, obwohl er ein wenig von ihm mitbekommen hatte, denn er dachte stets an die Experimente, die er durchführte. Wenn er genauer darüber nachdachte, besaßen sie ebenfalls einen Frankenstein-Touch, aber er harmonierte mehr mit dem Herrn der Hölle, und er wußte nicht, ob dieser Frankenstein das auch getan hatte. Darüber dachte er nicht nach, da er seine eigenen Probleme hatte und sich darum kümmern mußte, denn er stand bereits dicht vor dem Abschluß.
Das Wichtigste war von ihm beschafft worden.
Die drei Herzen!
Er lachte leise, als er daran dachte. Wenn diese Mädchen damals geahnt hätten, aus welch einem Grund er sich an sie herangemacht hatte, sie hätten ihn wohl fluchtartig verlassen, so aber war er nach London gekommen und hatte sie überraschen können.
An diese tödliche Überraschung würde er noch lange denken. Sie war

perfekt gewesen. Noch jetzt sah er die erschreckten Gesichter, als sie merkten, welch ein Grund ihn jeweils in die entsprechenden Wohnungen geführt hatte.

Wie ein Geist schlich er die alte Steintreppe hinunter. Es war ein reiner Zufall gewesen, daß er dieses Verlies entdeckt hatte. Zudem lag es noch günstig, direkt unter einem Friedhof.

Und so etwas war genau richtig…

Paris würde sich wundern.

Seine Schritte waren kaum zu hören. Wieder dachte er an die Vorbereitungen und die Zeit, die es ihn gekostet hatte, all das einzurichten, wie es jetzt war.

Vor allen Dingen die Kraftquellen. Mit Schwarzer Magie allein war es nicht getan, er hatte auch noch andere Dinge besorgen müssen, nun konnte er auf den Erfolg seines Experimentes hoffen.

Am Fuße der Steintreppe blieb er stehen. Sie war langgezogen und besaß nicht einmal ein Geländer. Dafür hatte er vor Beginn des Experimentes Leitungen gelegt, so daß sich in dem verliesartigen Gewölbe elektrisches Licht befand, denn darauf konnte er nicht verzichten.

Seine Hand strich über die feuchte Wand, erreichte den isolierten Schalter, und ihn drückte er nach innen.

Es wurde heller.

Ein mattes Leuchten, das von schmalen Röhren herstammte, die unter der Decke entlangliefen. Sie waren nicht dicker als Finger, und man konnte ihr Licht auch nicht als strahlend bezeichnen, doch es reichte aus, um den Raum zu erhellen.

Viel gab es nicht zu sehen. Ein alter Schreibtisch, ein paar Geräte, Kabel und ein Gegenstand, der wie ein kleiner Schrank wirkte und abgedeckt war.

Auf ihn ging Pierre zu.

Das schwarze Tuch hing fast bis zum Boden. Nichts war von dem zu sehen, was es verdeckte, aber dieser Gegenstand war das eigentliche Herz dieser kleinen Anlage.

Wenn sie nicht arbeitete, waren Pierres gesamte Mühen umsonst.

Er schlich auf den Gegenstand zu. Das fahle Licht der Röhren traf seine Haut. Es ließ sie bleich erscheinen, seltsam käsig, als würde sie einem Toten mehr ähneln als einem Lebenden.

Pierre hatte bewußt das schwarze Tuch über den Kasten gehängt.

In seinem Innern tat sich etwas, und nichts sollte den Vorgang, der dort ablief, auch im entferntesten stören.

Vor dem Kasten blieb er stehen. Als er die Arme hob, zitterten die Hände. Nie hatte er sich in einer so starken Nervenbelastung befunden, wie in diesen Augenblicken. Auch nicht bei den Morden, die auf sein Konto kamen. Er wollte es wissen.

Seine Finger griffen zu.

Der Stoff war samtig. Zudem fühlte er sich an wie ein dünnes Fell.

Mit einem Ruck befreite er den Gegenstand.

Langsam flatterte der Stoff zu Boden. Darunter hatte sich das befunden, auf das der Mann seine Hoffnungen gesetzt hatte.

Die Vitrine!

Sie bestand aus einem großen viereckigen Kasten, der auf vier Beinen stand und von allen Seiten verglast war. Wenn dieser Kasten nicht gewesen wäre, hätte alles keinen Sinn mehr gehabt. So aber konnte Pierre sich auf ihn verlassen. Und auf dessen Inhalt.

Pierre hörte sich selbst laut atmen, als er leicht in den Knien einsackte und seinen Blick gegen die Scheibe heftete. Obwohl das Licht brannte und die Seitenscheiben der Vitrine aus Glas bestanden, fiel kein Licht in sie hinein. Vor den Scheiben war der Schluß. Es schien so, als würde das Glas das Licht absorbieren, damit niemand in die Vitrine hineinschauen konnte.

Selbst Pierre nicht, der die Vitrine nach den Anweisungen des Teufels gebaut hatte.

Der junge Mann ging in die Knie. Auf seinem Gesicht zeichnete sich die Spannung ab, die ihn gepackt hielt. Sein Blick war starr und scharf, er schaute auf das Glas und bewegte den Mund, ohne daß Worte über die Lippen flossen.

Er hatte die Arme ausgebreitet. Die Hände umklammerten dabei zwei der vier Stützbeine. Das Gesicht befand sich so dicht an der Vitrine, daß die Lippen schon fast das Glas berührten.

Er redete weiter.

Es waren Worte, die er wohl nur selbst verstand und auch nur er hören konnte. Hätte jemand seine Lippenbewegungen lesen können, hätte er sicherlich des öfteren den Begriff Teufel verstanden.

Pierre flehte zum Teufel. Wenn der Satan ihm nicht half, war alles umsonst. Dann hatte er die Mädchen für nichts und wieder nichts getötet. Gab der Teufel jedoch seine Zustimmung, wie er versprochen hatte, sah die Sache schon wieder anders aus.

Und der Satan ließ ihn nicht im Stich. Zusammen mit den schwarzmagischen Kräften der Hölle hatte er das Experiment gewagt.

Jetzt mußte es einfach einen Erfolg zeigen.

Drei Herzen.

Sie reichten, obwohl es vier sein sollten, aber von dem vierten hatte der Satan eine bestimmte Vorstellung.

Das nächste Geschehen lief so plötzlich vor seinen Augen ab, daß er zurückzuckte, denn innerhalb der Vitrine begann es zu sprühen.

Es waren Blitze, die von allen Seiten aufzuckten und die wattige Schwärze zerrissen. Dies geschah jedesmal für den Bruchteil einer Sekunde, dennoch reichte dem Betrachter die Zeitspanne, um in das

Innere der Vitrine hineinschauen zu können.

Was er im Aufzucken der Lichtsperre erkannte, ließ ihn innerlich jubeln.

Er sah die drei Herzen.

Und er sah ihre Veränderung!

Normal hatte er sie hergebracht, doch im Licht der Blitze schimmerten sie weiß.

Wie Eis…

»O verdammt!« flüsterte er, »o verdammt, es hat geklappt.« Er ging noch tiefer, preßte seine Handflächen gegen das Glas und auch sein Gesicht, das durch den Druck flach und verzerrt wurde, so daß es wie eine schwammige Masse wirkte.

Wo die Lippen das Glas berührten, bildete sich ein feuchter Film, darum kümmerte sich der andere nicht, er schaute weiter in die Vitrine hinein und sah, daß die Blitze ein regelrechtes Muster bildeten.

Es umgab die Herzen wie ein Spinnennetz, und dieses Muster blieb plötzlich stehen. Die dünnen Lichtfäden konnten das Innere der Vitrine erhellen. Für den Betrachter war alles klar zu erkennen. In seinem Innern durchtosten ihn die Gefühle. Er wußte jetzt, daß seine Mühe und seine Arbeit nicht umsonst gewesen waren, endlich hatte er es geschafft.

Von nun an konnte es nur noch aufwärts gehen.

Der Teufel, sein Mentor, hatte ihn nicht im Stich gelassen. Pierre schwitzte. Er drückte den Kopf zurück und wischte einen Teil des Schweißes von der Stirn. Noch mußte er abwarten, denn der Satan hatte ihm versprochen, sich ihm zu zeigen, wenn der erste Teil des Planes geklappt hatte.

Wo steckte er?

Bisher hatte Pierre großes Vertrauen in den Teufel gesetzt. Er hoffte, daß dieses Vertrauen auch weiterhin nicht enttäuscht wurde.

Ohne daß er es wollte, bewegte er seine Lippen, flüsterte den Namen des Teufels und hoffte, ihn zu sehen.

»Ja, zeige dich«, hauchte er. »Sage mir, daß ich alles richtig gemacht und deinen Wünschen nachgekommen bin. Ich habe die Herzen geholt, du hast es so gewollt, du…«

Und der Satan zeigte sich.

Zwischen den Herzen und dem Gespinst aus Lichtstrahlen bewegte sich etwas.

Dort schienen Luftmoleküle in Bewegung geraten zu sein, denn das Flimmern stammte von keiner elektrischen Lichtquelle. Es war innerhalb der Vitrine geboren und zirkulierte zwischen den drei in der Luft schwebenden Eisherzen.

Ein Gesicht erschien.

Zunächst nur in Umrissen war es zu erkennen. Es bildete eine dreieckige Form, war oben sehr breit und lief am Kinn ein wenig spitz zu. Augen, Nase und Mund kristallisierten sich ebenfalls hervor. Alles sah menschlich aus, obwohl es so nicht war. Man konnte es als Versuch bezeichnen, Ähnlichkeit mit einem Menschen zu bekommen, denn zwischen dem Herrn der Hölle und dem Homo sapiens gab es immer einen großen Unterschied.

Rötlich leuchtete das Gesicht. Eine breite Stirn besaß es, aus der zwei gekrümmte Hörner wuchsen.

Für den Betrachter war es der Beweis.

Vor ihm stand der Teufel!

Pierre holte tief Luft. In seinem Innern verkrampfte sich für einen Moment alles. Seine Augen begannen zu leuchten, denn für ihn wurde ein Traum Wirklichkeit.

Er hatte mit dem Satan Kontakt aufgenommen, und der Teufel zeigte sich ihm nun.

Pierre blieb in seiner knienden Haltung. Er atmete nur spärlich.

Die Eisherzen schwebten vor ihm, Lichtblitze wirkten wie eingefroren, und dahinter schimmerte das Gesicht des Unheimlichen.

Es machte einen fürchterlichen Eindruck. Vielleicht doch nicht einmal so sehr vom Äußeren, daran konnte man sich gewöhnen, aber Pierre spürte genau das Böse, das von diesem schrecklichen Gesicht ausging.

Da gab es keine Barrieren, keine Grenzen, die das Grauen abhielten, das Böse war einfach vorhanden und würde immer bleiben.

Der junge Mann bewegte die Lippen, ohne etwas zu sagen.

Dennoch verstand ihn der Teufel, denn er gab Antwort. Die flüsternde Stimme erreichte Pierres Ohres. Sie hörte sich an, als hätte sie Raum und Zeit überwunden und würde aus einer weiten Ferne stammen.

»Ich gratuliere dir zu deinem Erfolg«, flüsterte die Stimme. »Es ist gut gewesen, daß du auf mich gehört hast.«

Pierre nickte. »Ich wollte deine Gunst, Satan!«

»Die hast du nun!«

»Darf ich die Herzen behalten?«

Der Teufel lachte. »Ja, wenn du sie in meinem Sinne einsetzt.«

Pierres Augen leuchteten auf. »Natürlich werde ich sie so einsetzen, wie du es wünschst. Hast du je daran gezweifelt?«

Asmodis lachte. »Ich zweifle immer an den Menschen, das müßtest du doch allmählich wissen.«

»Aber nicht bei mir!« Pierre schlug sich gegen die Brust und schüttelte den Kopf. »Nein, nicht bei mir. Ich bitte dich…«

»Bis jetzt hatte ich auch keinen Grund. Du hast gut gearbeitet, man hat dich nicht gesehen, obwohl man dir bereits auf der Spur ist, das

muß ich dir auch sagen.«

»Sie können mich nicht finden.«

»Darüber denke ich anders, aber lassen wir das, mein Lieber. Denk lieber an die Zukunft.«

»Und wie sieht die aus?«

»Du kannst die Herzen nehmen und das versuchen, was du immer wolltest. Aber die drei Herzen genügen mir nicht, ich brauche noch ein viertes, ein ganz bestimmtes.«

Pierre war überrascht. »Davon hast du mir nichts gesagt, Asmodis. Wir waren uns einig…«

»Nein, wir waren uns nicht einig, weil ich dir meine Pläne noch nicht verraten habe. Diese drei Herzen sind für mich nicht mehr als ein Anfang. Man kann es auch als schmückendes Beiwerk bezeichnen. Ich will etwas anderes.«

»Ein viertes Herz?«

»Genau!«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. Er hatte drei Morde begangen und rechnete damit, daß sich der Teufel zufrieden geben würde. Aus diesem Grunde traf ihn die Überraschung doppelt so stark, und er wußte nicht, was er sagen sollte.

Der Satan schickte ihm ein leises Lachen entgegen. »Hast du dich durch diese Taten übernommen? Schaffst du es nicht mehr, mir ein weiteres Herz zu holen?«

»Ich wüßte nicht, aus welch einem Grund…«

»Den Grund kenne ich, und das soll dir genügen. Diese drei Herzen, die du vor dir siehst, habe ich vereist. Es sind Eisherzen. Sie befinden sich in dieser mit Schwarzer Magie gefüllten Vitrine und werden, so kann man sagen, immer wieder magisch aufgeladen, so daß sie reagieren können, wie du es willst. Nun brauche ich aber ein viertes Herz, und das wirst du mir besorgen.«

»Wer ist die Person?« Die Stimme des Killers klang brüchig.

»Wieder eine Frau!«

Pierre hob den Blick. Für einen winzigen Moment glitt ein Lächeln über seine Lippen. Das war schon gut, denn mit Frauen kam er wesentlich besser zurecht. Die ließen sich überraschen, und sie konnten sich auch nicht so wehren.

»Zufrieden?«

»Ja, schon…«

»Gut, dann will ich dir den Namen sagen. Diese Frau hat einmal auf meiner Seite gestanden, doch sie ist zu einer Verräterin geworden. Und eines sage ich dir. Verräter bestrafe ich nach den Gesetzen der Hölle. Daß diese in den Augen der Menschen grausam sind, kannst du dir denken. Hör genau zu, wenn ich dir jetzt den Namen des Opfers sage. Die Frau heißt Jane Collins! Hast du verstanden? Jane Collins!«

Pierre nickte. Dennoch hatte er Einwände. »Ich habe den Namen nie gehört, weißt du.«

»Das ist nicht schlimm. Ich werde mich schon melden und dir sagen, wo du sie finden kannst. Ich werde sie nach Paris locken, du brauchst nicht zu fahren, aber ich will ihr Herz!« Die letzten Worte waren hart ausgestoßen worden, und sie ließen keinen Zweifel daran, wie ernst es dem Satan damit war.

Pierre wußte, daß der andere ihn in der Hand hatte. Er konnte nichts mehr sagen, nur noch nicken.

Der Teufel war zufrieden. »Ich sehe, daß du einverstanden bist. Willst du mich weiter an deiner Seite haben? Willst du, daß ich mich nicht gegen dich stelle, dann gehorche.«

»Ja, das werde ich!«

»Dann ist es gut…« Asmodis begann zu lachen, bevor sich sein Gesicht auflöste wie ein Nebelstreif, der von der Sonne beschienen wurde.

Pierre war wieder allein.

Nein, nicht ganz, denn vor ihm in der Vitrine befanden sich die drei Herzen aus Eis…

In den nächsten Sekunden geschah nichts. Der Student Pierre stand auf dem Fleck, als wäre er selbst zu Eis geworden. Sein Blick war starr auf die Vitrine gerichtet. Er sah die drei Herzen und auch die erstarrten Blitze dazwischen. Mit ihren Spitzen berührten sie die Herzen, so daß es den Anschein hatte, als würden die gefrorenen Gegenstände von ihnen festgehalten.

Der Teufel hatte seinem Diener gesagt, daß er mit den Herzen seine Experimente machen konnte. Dies wollte Pierre sofort in die Hand nehmen. Bisher hatte ihn der Satan beschützt und ihn auch nicht angelogen.

Er hoffte, daß alles so blieb.

Noch traute er sich nicht, die Herzen aus der Vitrine zu nehmen.

Er schlich um sie herum, ohne daß ein Laut zu hören war. Das hier war ein Zentrum der Magie. Die Herzen schlugen nicht, sie waren erstarrt.

Kristalle aus Eis hatten sich über sie gelegt und waren auch in das Innere der drei gedrungen. Da floß kein Blut mehr, da wurde nichts gepumpt, die Herzen lagen steif in der Schwärze.

Pierre hatte sie bisher noch nicht in der Hand gehabt. Er war gespannt darauf, wie sie sich anfühlten, wenn sie erst einmal zwischen seinen Fingern lagen.

Noch immer traute er sich nicht so recht. Er schlich weiterhin um die Vitrine herum, seine Augen waren leicht verengt, denn die drei Beutestücke rührten sich noch immer nicht. Sie schienen ihn nur anzustarren und darauf zu warten, von ihm aus dem Gefängnis geholt

zu werden.

Herzen aus Eis!

Wo gab es das?

Und diese Herzen waren nicht tot, sie lebten durch die Kraft des Teufels. Das wußte er genau.

Lebende Eisherzen. Ein wirkliches Phänomen. Vielleicht ein Traum.

Für ihn bestimmt, denn schon immer hatten ihn Experimente interessiert, die sich um das Leben drehten.

Er atmete tief durch. Der Teufel hatte ihm freie Bahn gegeben, weshalb sollte er sie nicht nutzen?

Langsam streckte er seine Arme aus. Die Finger hielt er gespreizt, und es gelang ihm plötzlich, durch das Glas der Vitrine zu greifen, ohne es zuvor öffnen zu müssen.

Wieder das Phänomen.

Sein Gesicht schien ebenfalls vereist zu sein. Auf den wie erstarrt wirkenden Zügen stand die Spannung fest eingemeißelt. Er hatte in den letzten Sekunden Falten bekommen, wo eigentlich gar keine gewesen waren. Grau und alt wirkte er in diesen Augenblicken dicht vor der endgültigen Entscheidung.

Und dann griff er zu.

Eigentlich hätte er die Kälte spüren müssen, doch dies war nicht der Fall. Obwohl die Herzen mit einer dicken Schicht aus Eis umgeben waren, fühlten sie sich nur kühl an. Beide Hände schlang er um das erste Herz. Er wußte nicht einmal, wem es gehört hatte, denn sie sahen alle gleich aus, wichtig allein war, daß die Kraft des Teufels in ihnen steckte und sie so reagierten, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen vorgestellt hatte.

Er balancierte das Herz zwischen seinen Handflächen. Sehr vorsichtig trug er es. Dabei hütete er sich, härter zuzufassen, aus Angst, es könnte zerbrechen.

Schritt für Schritt ging er tiefer in das Verlies hinein und erreichte eine alte Holztür, deren Scharniere einen dicken Rostfilm zeigten.

Vor dieser Tür blieb er stehen, legte das Eisherz auf seinen linken Handteller und bückte sich, um den Griff erreichen zu können.

Auch dieser Griff war kalt und ebenfalls rostig. Er ließ sich jedoch leicht bewegen, weil er regelmäßig nachgeölt wurde. Dann war er so weit unten, daß der Mann die Tür aufziehen konnte.

Diesmal knarrte sie. Das Geräusch klang wie das unheimliche Ächzen eines Monstrums, und über die Züge des Mörders glitt ein Lächeln. Bis zum Anschlag hin hatte er die Tür aufgedrückt, so daß er über die Schwelle treten konnte.

Ein weiteres Verlies nahm ihn auf. Es war zu einer Seite hin offen.

Eine Treppe, fast angelegt wie eine Rutsche, führte in die Tiefe, aus der ein gleichmäßiges Rauschen an Pierres Ohren drang.

Das war normal, das interessierte ihn nicht. Etwas anderes war für ihn viel wichtiger.

Der Lichtschein aus dem ersten Raum reichte auch aus, um dem zweiten Verlies die Helligkeit zu geben, die Pierre benötigte. Sein Ziel war ein schmaler Tisch, und darauf lag etwas, das er unbedingt zu seinen Zwecken benötigte.

Es war ein Tier.

Relativ lang, in einem braunweißen Farbton schimmernd und mit Feuchtigkeitsperlen auf dem Fell.

Eine Ratte.

Sie lag auf dem Rücken und sah aus wie tot. Nur Pierre wußte, daß dem nicht so war, und über seine Lippen zuckte ein satanisches Lächeln, als er neben dem Tisch stehenblieb, das Herz vorsichtig auf die Platte legte und eine Schublade aufzog.

Das Holz war feucht geworden, die Lade klemmte ein wenig. Er mußte zweimal rücken, um sie so weit aufzuziehen, wie er es wollte.

Seine Hand tauchte hinein.

Als sie wieder zum Vorschein kam, hielten die Finger etwas Glänzendes umklammert.

Es war ein Seziermesser.

Die Ratte lag auf dem Rücken.

Der Mörder blickte noch einmal auf das Herz, schaute die Ratte ebenfalls kurz, aber intensiv an und senkte die rechte Hand mit dem Seziermesser. Dann führte er den ersten Schnitt aus…

***

Wer in dem Hospital Bretonneau seine Krankheit auskurierte und ein Zimmer im breiten Südwestflügel besaß, der konnte, wenn er aus dem Fenster schaute, schon trübsinnig werden. Sein Blick fiel dabei genau auf die Nordostseite des Cimetiere Montmartre, eines großen Friedhofs, der irgendwie fehl am Platz war. Wo sich soviel Lebensfreude zusammenballte wie in diesem weltbekannten Bezirk von Paris, hätte man keinen Friedhof anlegen sollen.

Hier oben, Montmartre liegt ein wenig erhöht, ging man hin, um sich zu amüsieren. An einen Friedhof, an den Tod, die Vergänglichkeit und das Dunkel dachte keiner.

Nur diejenigen, die ihre Verstorbenen auf ihrem letzten Weg begleiteten.

Es wurde noch beerdigt, und gerade die Bewohner Montmartres und auch die Künstler legten sehr großen Wert darauf, in ihrem kleinen Stadtteil beerdigt zu werden.

Und so konnte es geschehen, daß manchmal zwei oder drei Beerdigungen an einem Tag stattfanden.

Wie auch an diesem Morgen!

Es wurde jemand zu Grabe getragen, der zur Künstlerszene gehört hatte. Er war nicht besonders berühmt gewesen, aber in Musikerkreisen kannte man ihn, und man verdankte ihm zahlreiche Kompositionen, die in den einschlägigen Jazzlokalen gespielt wurden.

Yves Rocca war 70 Jahre alt geworden und bei einem Verkehrsunfall gestorben. Er hätte mindestens noch zehn Jahre leben und seine Erfahrungen an die Schüler weitergeben können, aber das Schicksal hatte es leider anders gewollt.

In New Orleans war Rocca geboren. Er hatte auch bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr dort gelebt und war schließlich dem Ruf eines inzwischen verstorbenen Freundes gefolgt, um in Frankreich weiterhin sein Glück zu machen.

Er hatte es geschafft, war anerkannt worden und war auch sehr beliebt gewesen.

Nun trat er seinen letzten Gang an.

Die alte Leichenhalle war überfüllt. Ein buntes Völkchen hatte sich dort versammelt. Es setzte sich zusammen aus Musikern, Malern, Bildhauern, Leuten, die hier wohnten und arbeiteten. Mit ihnen hatte Yves Rocca verkehrt, sie waren seine Freunde gewesen, und manch einer hatte ihm viel zu verdanken.

Der Pfarrer hatte seine Rede beendet, die Trauergäste verließen die Halle und traten hinein in einen trüben Spätmorgen. Das Wetter meinte es nicht gut, der Sommer hatte sich zurückgezogen. Graue Wolken bedeckten den Himmel. Sie lagen sehr tief. Regen rann aus ihnen und legte über die Stadt einen feuchten Film.

Von der Rue Etex, die zwischen dem Friedhof und dem Krankenhaus lag, war das Brausen des Verkehrs zu hören. Der größte Schall wurde jedoch von den dicht stehenden Bäumen aufgefangen und verschluckt.

Es führten einige Straßen durch das Gelände des Friedhofs. Manche Autofahrer nahmen sie als Abkürzung, aber das war die berühmte Ausnahme von der Regel.

An der Vorderseite strömten die Menschen aus der Leichenhalle.

Einige Frauen weinten. Vor ihren Gesichtern pendelten Schleier, die regennaß waren.

Eine Gruppe von Musikern hatte sich abseits gestellt. Sie würden vor dem Sarg hergehen und zum letztenmal die Stücke spielen, die der Verstorbene in seinem schaffensreichen Leben komponiert hatte.

Es gab keine Angehörigen. Yves Rocca war völlig allein gewesen.

Weder Kinder noch Geschwister existierten, nur Freunde und Bekannte.

Der schwere schwarze Sarg war durch den Hinterausgang der Leichenhalle geschafft worden. Er stand jetzt auf einem Elektrokarren.

Das Gefährt wurde um die Leichenhalle herumgelenkt und näherte sich dem Platz, wo die Trauergäste warteten.

Die Beerdigung würde auf dem alten Teil des Friedhofs stattfinden, denn dort hatte sich Yves Rocca schon vor Jahren eine Gruft gekauft. Er wollte nicht in einem dieser modernen Gräberfelder verschwinden, die ihn an Reihenhäuser für Tote erinnerten.

Die Musiker, es waren fünf, bekamen ein Zeichen, als der Wagen mit dem Sarg erschien.

Mit gemessenen Schritten näherte sich die Gruppe, sie bestand aus Weißen und Farbigen, dem Aufstellungsort. Ihr Chef schaute noch zurück. Er wollte warten, bis sich auch die restlichen Trauergäste formiert hatten.

Das war bald geschehen.

Dann gingen sie.

Traurig sah der Himmel aus. Yves Rocca hatte sich immer Regen bei seiner Beerdigung gewünscht, den bekam er nun, denn die Wolken weinten bittere Tränen.

So bogen sie schreitend in einen der Hauptwege ein, und die Musiker begannen mit ihrer Begleitmusik.

Eine Jazztrompete schmetterte ihre Klänge gegen den grauen Himmel.

Wie ein allerletzter Gruß wehten die Töne über den alten Friedhof, um in der Ferne zu verklingen.

Es waren die Melodien, die Yves Rocca bekannt gemacht hatten.

Manchmal heiter, dann wieder schwermütig. Sie zeugten von einem unsteten Leben, das der Komponist zwischen Traurigkeit und Frohsinn verbracht hatte.

Bald schluckte das dichte Laub die Klänge der Instrumente. Die Schritte der Trauergäste knirschten auf dem feuchten Kies. Noch immer weinte der Himmel. So mancher Mann konnte ebenfalls seine Tränen nicht zurückhalten, und der hinter der Kapelle fahrende Wagen rollte lautlos dahin.

Es regnete auf den Sarg. Sein lackiertes Holz war mit einem feuchten Film überzogen und glänzte noch stärker.

Unzählige Kränze wurden auf einem anderen Weg zum Grab geschafft, um dort niedergelegt zu werden.

Sie gingen den breiteren Hauptweg nicht bis zu seinem Ende durch, sondern bogen vorher ab. Der Pfad, den sie jetzt benutzten, war schmal.

Diese Umgebung besaß mehr einen parkähnlichen Charakter, aber bald tauchten die ersten Gräber auf.

Sie gliederten sich harmonisch in die Landschaft ein. Es waren sehr originelle Grabsteine, die diesen Friedhof so sehenswert machten und ihn fast aussehen ließen wie ein Museum oder eine Kunstausstellung.

Auch Yves würde einen Grabstein bekommen.

Hinter den Grabreihen rechts und links des Weges hatte sich die

Natur ausbreiten können. Dort wucherten Sträucher, Buschwerk und auch blühende Pflanzen. Manchmal wehte den Trauergästen ein betäubender Duft entgegen. Die Musiker intonierten jetzt Stücke, die der Tote während seiner Anfangszeit in New Orleans geschrieben hatte. Sie berichteten von der Schwermut eines Lebens, das sich in einer Zeit abgespielt hatte, die für die Menschen nicht gerade positiv gewesen war.

Manchmal stiegen die klagenden Töne gegen das Grün der Dächer, als wollten sie sich über die Ungerechtigkeiten auf der Welt beschweren.

Die zahlreichen Trauergäste schauten entweder zu Boden oder auf die Rücken ihrer Vorderleute. Niemand hatte einen Blick für die Dinge am Wegrand übrig und deshalb sah auch keiner von ihnen das kalte Augenpaar, das genau beobachtete und mitwanderte.

Der Höhe nach hätte es ein Mensch sein können, doch Menschen besaßen andere Augen und auch andere Pupillen. Nicht so kalt, so gnadenlos, so grausam.

Und auch nicht so gelb…

War es ein Tier?

Niemand wußte es. Keiner hatte es gesehen, und doch war es da, und es ließ die Menschenschlange nicht aus den Augen.

Wenn es sich bewegte, raschelte es im Unterholz. Auch diese Geräusche wurden nicht vernommen. Das Tropfen des Regens und das Knirschen der Füße auf dem Kies übertönte alles andere.

Unbewegt waren die Gesichter der Menschen. Dabei bleich, denn ein jeder beschäftigte sich mit seinen eigenen Gedanken.

Je weiter sie gingen, um so mehr änderte sich die Form der Gräber.

Die Plätze wurden jetzt kleiner, man hatte sparen müssen, aber noch immer zeigte jedes Grab einen individuellen Zuschnitt.

Die Musiker setzten zu einem letzten Blues an. Zuerst spielte der Trompeter allein, bevor die anderen Instrumente einsetzten, aber auch die Schwermütigkeit des Grundthemas nicht vertreiben konnte. Als der letzte Ton verklang, hatte die Trauergemeinde das Grab erreicht. Es lag auf der linken Seite des Wegs.

Es roch nach frisch ausgehobener Erde. Der Lehmhügel glänzte vor Nässe und war glitschig. Ein Heer von Kränzen lag in der Nähe, und auch die um das Grab herumliegenden Gehbretter waren schmutzig und feucht, so daß sie hölzerne Rutschbahnen bildeten.

Es wurde still, als vier Totengräber, die wie aus dem Nichts erschienen, mit ihren behandschuhten Händen die Griffe des Sarges umfaßten und ihn anhoben.

Sie schleppten ihn zum Grab, blieben dort für einen Moment stehen und ließen die schwarze Totenkiste an Seilen in die Kühle der Erde hinab.

Alle schauten dorthin, niemand hatte Augen für die Umgebung, in der etwas lauerte.

Es war noch da!

Und es schob sich näher heran.

Zweige glitten über seinen Kücken, stachen in das dichte Fell, aber es kümmerte sich nicht darum. Auch nicht um die Nässe und den weichen Boden.

Es lauerte.

Die Menschen hatten einen Halbkreis gebildet. Für den Pfarrer war ein wenig Platz geschaffen worden, so daß sich dieser am Kopfende des Grabes aufbauen und seine Rede halten konnte.

Er hatte sich gut vorbereitet und fand genau die richtigen Worte.

Als er mit seiner Rede fertig war, spielten die Musiker zum letzten Mal.

Sie gaben sich besondere Mühe. Einigen von ihnen liefen die Tränen über die Wangen.

Der Pfarrer zog sich zurück. Er nickte einigen Leuten zu und ging mit seinen beiden Meßdienern davon, während allmählich die letzten Töne über den Friedhof hallten und verklangen.

Noch blieben die Menschen stehen. Jeder wollte eine Blume oder eine Schaufel Lehm in das Grab werfen.

Irgend jemand aus der Trauergemeinde machte den Anfang. Es war ein ebenfalls schon älterer Mann, dessen Haar im Laufe der Zeit grau geworden war.

Er griff zum Spaten. Für einen Moment zögerte er noch. Sein Blick glitt über das Grab hinweg und traf das dahinterliegende Buschwerk.

Da sah er was.

Der Mann schien in der Bewegung einzufrieren. Er schüttelte erst später den Kopf, und über seine Lippen drang ein Stöhnlaut, der auch von den anderen gehört wurde.

»Was ist los?« fragte jemand.

Der Mann hob den Arm. Die Bewegung konnte man als ungelenk bezeichnen. Sie drückte zudem das aus, was er empfand. Unbehagen, gesteigert bis zur Angst.

»Da!« flüsterte er. »Ich habe sie genau gesehen. Da sind sie…«

Ein Jüngerer sprang hinzu und stützte den Sprecher. »Was hast du da gesehen?«

»Die Augen!« hauchte der Grauhaarige. »Die Augen…«

»Mach jetzt keinen Unsinn. Da ist niemand.«

Der Ältere drehte den Kopf. »Sie gehören auch zu keinem Menschen«, wisperte er. »Nein, das waren keine menschlichen Augen.«

Seinem Helfer blieb nichts weiter übrig, als die Schultern zu heben, denn er hatte nichts gesehen, doch der Alte wollte sich nicht davon abhalten lassen.

Er schaute selbst nach. Bevor es jemand verhindern konnte, hatte er sich bereits gelöst, lief an der linken Seite des Grabes entlang und hatte Mühe, über die Kränze zu steigen.

»Wo willst du hin?« rief ein anderer.

Der Jüngere drehte sich um. »Salan hat etwas gesehen. Ein Augenpaar, meint er.«

»Ja, das stimmt!« rief Salan, ohne sich umzudrehen, kletterte über die letzten Kränze und drückte die feuchten Zweige des Buschwerks zur Seite.

Wie ein Schatten tauchte er ein. Hinter ihm schlugen die Zweige wieder zusammen, so daß er den Blicken der anderen Trauergäste entschwand.

Die wunderten sich. Plötzlich war nicht mehr der Tote interessant, sondern Salan, der wie ein Spuk verschwunden war.

»Wir müssen nachsehen«, sagte jemand.

»Er wird den Tod seines Freundes wohl nicht überwunden haben und sieht jetzt Gespenster«, meinte ein anderer.

Der Ansicht waren die meisten.

Bis sie den Schrei hörten.

So furchtbar und grauenvoll, daß ihnen fast das Blut in den Adern gefror. Ihre Gesichter wurden noch bleicher, sie schauten sich an, ballten die Hände, bewegten die Lippen, ohne daß sie etwas sagen konnten. Zu tief saß der Schock.

Und noch immer zitterte der Schrei. Er drang aus den Büschen wie ein Trompetenstoß, und er endete schließlich in einem schweren Ächzen.

Danach war es still.

Sekunden der Ruhe, des Entsetzens. Niemand fand den Mut, etwas zu unternehmen.

Einige Menschen bekreuzigten sich.

Schließlich faßten sich die ersten ein Herz. Es waren die Musiker, die nachschauen wollten und ihre Instrumente ablegten.

Sie brauchten es nicht, denn Salan war zu sehen. Aber nicht er allein.

Was die Trauergäste in den nächsten Sekunden erlebten, ließ sie glauben, in einem Horrorfilm mitzuspielen, so schaurig, grauenhaft und unbegreiflich war es.

Von einer nahezu unheimlichen Gestalt wurden die Zweige des Buschwerks zur Seite gedrückt. Sie knickten weg, sie rissen ab und vor den entsetzten Trauergästen stand eine menschengroße Ratte, in deren Maul der leblose Körper des alten Salan hing…

Aus einigen Wunden tropfte Blut. Es vermischte sich mit dem Regen und wurde in das offene Grab hineingespült. Das aber sahen die Menschen nicht, ihre schockgeweiteten Augen waren auf das mutierte Tier gerichtet, das tatsächlich die Größe eines Menschen besaß und

die anderen Leute aus haßerfüllten und gleichzeitig gierigen Augen anstarrte.

Mordlust funkelte den Entsetzten entgegen. Ein jeder wußte, daß die Ratte noch nicht genug hatte.

Sie setzte zum Sprung an.

Die Stimme einer schreienden Frau kippte über. »Weeggg!« brüllte sie.

»Verdammt, wir müssen weg!«

Es war das Zeichen.

Einen geordneten Rückzug konnte es nicht geben, dafür waren die Beteiligten zu sehr geschockt. Panik und Angst bestimmten ihr Handeln.

Jetzt war es von Nachteil, daß es so sehr geregnet hatte und die Erde naß und feucht geworden war. Der Lehm wurde zur Rutschbahn. Die Menschen konnten sich nicht so gut halten. Einige rutschten aus und kippten gegen andere, die diesem Aufprall nicht standhalten konnten, dabei sehr nahe an den Grabrand gerieten und nur zum Teil Glück hatten, daß sie nicht in das feuchte Loch fielen.

Die Ratte sprang.

Sie streckte ihren Körper in der Luft, so daß er so groß wirkte wie ein Panther. Und sie sprang höher als die Flüchtenden, setzte dann auf und begrub einige unter sich. Die gellenden Angstschreie erstickten in dem dichten, klatschnassen Fell der Ratte. Der schwere Körper wälzte sich zur Seite, Beine scharrten über den Boden, Erde und Gras wurden in die Höhe geschleudert, während die Menschen verzweifelt versuchten, sich unter dem schweren Tierkörper hervorzuwälzen.

Die Ratte drehte sich.

Dann öffnete sie ihr Maul, und der Tote fiel zu Boden. Für einen Moment schien das Monstertier zu Eis zu werden, bevor es sich abermals drehte und mit gewaltigen Sprüngen in das dichte Buschwerk des Friedhofs hetzte. Es verschwand vor den Augen der Trauergäste, die es nicht geschafft hatten zu fliehen.

Sie standen da, schauten sich an und waren grau vor Angst. Nur allmählich fanden sie sich wieder zurecht. Ihre Blicke kehrten zum Grab zurück, wo soeben andere aus der Tiefe kletterten mit lehmverschmierten, feuchten und verweinten Gesichtern, nicht mehr fähig, auch nur einen klaren Gedanken zu fassen.

Etwas Unbegreifliches war über sie gekommen. Ein Schrecken, der einen Namen besaß. Die Monsterratte!

In London war es trübe gewesen. Als unsere Maschine über Paris die dichten Wolken verließ, sahen wir den Regen, der dünn, aber gleichmäßig nach unten rann.

Paris im Regen…

Nichts für Verliebte, nichts für einen Stadtbummel und auch kein

Wetter für die zahlreichen Straßencafes, die sich allerorten etabliert hatten. Eine graue Wand, die über der Seine lag und ebenso aussah wie das Wasser des Flusses.

Wir hatten in London noch einige Erkundigungen eingezogen und waren zu der Überzeugung gelangt, es doch nicht allein oder zu zweit zu versuchen. Zudem hätte es sich bestimmt herumgesprochen, daß wir uns in der Stadt aufhielten. Um neugierigen Fragen zu entgehen, hatten wir uns deshalb entschlossen, den französischen Behörden Bescheid zu geben.

Aus diesem Grunde wurden wir erwartet.

Der Mann, der uns begrüßte, war ein alter Bekannter. Er trug einen Ledermantel, und zwischen seinen Lippen hing die unvermeidliche Schwarze. Wir wußten beide nicht, welche Funktion er genau ausführte, ich tippte auf Geheimdienst oder ähnliches und wußte nur mehr den Namen des Mannes.

Paul Meurisse.

Sein Lächeln fiel nicht süß aus und auch nicht sauer. Eher unbeteiligt.

Am liebsten hätte er wahrscheinlich gesehen, wenn wir die nächste Maschine nach London genommen hätten, aber das war nicht drin, also machte Meurisse gute Miene zum bösen Spiel und reichte uns die Hand.

»Begeistert scheinen Sie nicht gerade zu sein«, sagte ich.

»Wären Sie das, wenn ich käme?«

»Kommt darauf an.«

»Bei Ihnen auch. Wenn Sie mich besuchen, um mich als Führer für einen Nachtbummel zu engagieren, wäre ja alles in Ordnung. Aber so…«

Er hob die Schultern, »ich weiß nicht so recht. Irgendwie gefällt mir das alles nicht.«

»Nehmen Sie es nicht tragisch, Kollege«

Er lachte. »Kollege ist gut. Wir können übrigens mit meinem Wagen fahren.«

»Haben Sie wieder einen neuen Chauffeur?«

»Nein, nur hin und wieder.«

Ich dachte an den ersten Fahrer. Er war damals getötet worden, als wir den Horror auf der Schönheitsfarm erlebten. Dort war Meurisse zum erstenmal mit einem Fall in Berührung gekommen, für den er heute noch keine Erklärung wußte. Diejenige, die es gab, wollte er nicht akzeptieren. Vampire oder Dämonen paßten einfach nicht in sein Weltbild.

»Wie wär's denn mit einem Kaffee?« fragte er.

»Soviel Zeit haben wir wohl.«

»Sicher, kommen Sie.«

Wir suchten eine kleine Bar auf, in der nicht viel Betrieb herrschte.

Sie war sogar gemütlich. An einem runden Tisch nahmen wir Platz, und Meurisse bestellte. Sein Ledermantel roch nach Feuchtigkeit, und der Qualm der Schwarzen zwischen seinen Lippen erinnerte mich an alte, brennende Socken.

Der Kaffee kam. Er war heiß und sehr stark. Glendas schmeckte mir besser.

»Weswegen sind Sie nun hier?« fragte er.

»Wir wollen einen dreifachen Mörder fangen.«

Er nickte mir zu. »Das sagten Sie bereits am Telefon. Sind Sie sicher, daß sich dieser Mörder hier in Paris befindet?«

»Die Spuren deuten darauf hin.«

»Und Sie haben einen Namen?«

»Ja, Pierre.«

Meurisse war ein ernster Mensch. Diesmal hörte ich ihm zum erstenmal lachen. »Das ist gut«, sagte er. »Pierre. Wissen Sie eigentlich, wie viele Pierres es in Paris gibt?«

»Nein, aber ich kann mir vorstellen, daß es eine ganze Menge sind.«

»Noch mehr, Sinclair, noch mehr…«

»Dann wissen wir noch, daß er Student ist und in einem Haus gelebt haben soll, wo es auch einen Trödelladen gibt.«

»Das bringt uns auch nicht weiter«, erwiderte Meurisse. »Tut mir leid, Sie werden sich hier wohl die Zähne ausbeißen.«

»Trotz Ihrer Hilfe?« fragte ich.

»Ja.«

»Da sind wir aber von Ihnen enttäuscht, Meurisse. Ein Mann mit Ihren Beziehungen…«

»Ich kann auch nicht hexen.« Meurisse starrte auf den Kaffee in seiner Tasse. »Dabei hatte ich gedacht, daß Sie auch wegen eines anderen Falls gekommen wären.«

»Wieso? Gibt es noch etwas?« fragte Suko.

Meurisse nickte. »In der Tat ist da etwas geschehen, auf das wir uns keinen Reim machen können. Es hat einen Toten gegeben, und dieses schreckliche Ereignis geschah während einer Beerdigung auf einem Friedhof in Montmartre.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und schaute über die Flamme hinweg, zwei jungen Stewardessen nach, die sich an die Bar setzten und Kaffee bestellten. »Machen Sie es doch nicht so spannend, Meurisse, oder fällt es Ihnen so schwer.«

Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Ja, es fällt mir schwer, sogar sehr. Weil ich es einfach nicht fassen kann, aber den Zeugenaussagen glauben muß.« Er holte tief Luft, beugte sich vor und flüsterte: »Während der Beerdigung erschien eine menschengroße Ratte aus dem Gebüsch nahe des Grabens und holte sich einen der

Trauergäste.«

Jetzt war es heraus. Ich konnte nicht gerade sagen, daß mich die Worte des Franzosen kalt gelassen hatten. Auf meinen Händen sah ich die Gänsehaut, und im Magen spürte ich plötzlich ein unnatürliches Drücken. Das alles wollte mir gar nicht gefallen. Suko war ebenfalls blaß geworden. Er schaute Meurisse an, als hätte dieser uns ein Märchen unter die Weste geschoben.

»Glauben Sie mir?« fragte der Agent.

»Es fällt uns zumindest schwer.«

»Verstehe ich, denn ich konnte es auch nicht fassen. Aber der Vorfall ist von zahlreichen Zeugen bestätigt worden. Alle Menschen sind glaubwürdig. Die Ratte erschien während der Beerdigung.«

»Und sie hat nur einen Menschen geholt?« fragte Suko.

»So ist es.«

»Was tat sie danach?«

»Sie verschwand.«

»Haben Sie alles durchsucht?«

»Natürlich. Eine Hundertschaft Polizei durchkämmte den Friedhof, wir fanden nichts.«

Nach dieser Antwort fielen auch uns keine Fragen zu dem Thema ein.

Ich überlegte nur. War es wirklich nur ein Zufall, daß diese Monsterratte aufgetaucht war? Oder steckte mehr dahinter?

Ich konnte es nicht sagen, denn es war schwer, die Ratte mit dem Mörder Pierre in Verbindung zu bringen. Das konnte und wollte ich einfach nicht glauben. Ich sah keinen Weg.

»Jetzt sind Sie an der Reihe«, erklärte der Franzose.

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, aber ich weiß mir auch keinen Rat.«

»Aber Sie werden uns helfen, dieses Vieh zu finden?«

»Möglich, obwohl wir einen Mörder jagen wollten.«

»Das übernehme ich. Wir bekommen diesen Pierre schon heraus. Wenn er Student ist…«

»Und Biologie studiert hat«, fügte ich hinzu.

»Auch das.« Meurisse nickte. »Noch heute werde ich alle Hebel in Bewegung setzen, um Ihnen zu helfen. Dafür stehen Sie dann auf meiner Seite und suchen mit nach der Ratte.«

»Auf einem Friedhof ist sie erschienen«, sinnierte ich und schaute den Agenten schräg an. »Gibt es dort genügend Verstecke, wo sie sich verbergen könnte?«

»Klar. Nicht direkt auf dem Friedhof, aber schon in der Umgebung. Sie kennen doch Montmartre und wissen, wie verwinkelt dieser Stadtteil ist. Hinzu kommt noch die Unterwelt.«

»Sie meinen die Katakomben?«

»Ja.«

»Moment mal«, sagte Suko. »War da nicht etwas mit diesen Katakomben. Ralph Gern hat davon erzählt.«

Richtig, jetzt fiel es mir wieder ein. Ich berichtete Meurisse davon und sprach vor allen Dingen diese Feste an, die dort gefeiert werden sollten.

Meurisse zeigte ein Lächeln, das ein wenig schief ausfiel. »Sie haben also auch schon davon vernommen«, meinte er. »Wußte gar nicht, daß sich so etwas bis nach London herumspricht.«

»Die Welt ist eben klein«, sagte ich. »Wissen Sie etwas Genaueres über diese Feste?«

Meurisse verdrehte die Augen. »Das ist eine verdammte Spinnerei«, sagte er, »oder auch Mode.«

»Wieso?«

»Ganz einfach. In den letzten beiden Jahren ist es *en vogue*, Parties in den Katakomben zu feiern, denn der Zutritt zur Kanalisation ist offiziell verboten. Das Labyrinth von Gängen müßte mal ausgebessert werden, aber die Stadt hat, wie Sie sich bestimmt vorstellen können, kein Geld. Und so vergammeln die Katakomben. Es ist ein Nervenkitzel, dort Feste zu feiern, besonders wenn sich die Ratten nähern.« Meurisse unterbrach seine Rede und lachte auf. »Wobei wir wieder beim Thema wären.«

Das hatten wir auch festgestellt.

»Es ist also möglich«, faßte Suko zusammen, »daß sich die Riesenratte in den Katakomben aufhält.«

»Das kann sein.«

»Und wir können theoretisch davon ausgehen«, fuhr ich fort, »daß sich die Fälle eventuell berühren.«

»Ein wenig kühn, Ihre Behauptung«, meinte Meurisse.

»Sicher, aber wir sollten es im Auge behalten.«

Der Agent stimmte mir zu. »Okay, dann wollen wir die Sache mal anders angehen. Am besten wird es sein, wenn wir einen Lokaltermin machen.«

»Das heißt, wir fahren zum Friedhof.«

»Genau, Sinclair.«

Meurisse zahlte. Die beiden Stewardessen saßen noch immer an der Bar. Sie unterhielten sich in englischer Sprache. Als ich das hörte, bekam ich ein wenig Heimweh.

Meurisse fuhr einen Renault 30. Der Wagen sah noch ziemlich neu aus. Er besaß eine hellgrüne Metallic-Lackierung.

Auf dem Airport Charles-de-Gaulle waren wir gelandet. Bis zu unserem Ziel mußten wir einige Kilometer fahren. Nieselregen schlug uns ins Gesicht. Die Wolken hingen sehr tief. Auf dem Rollfeld brannten zahlreiche Lichter. Auch die Landebahnbeleuchtung war eingeschaltet worden.

Über die Al fuhren wir in Richtung Paris.

Die Straße war gut ausgebaut. Zunächst ging es ja noch, dann wurde aber nicht nur der Regen stärker, auch der Verkehr nahm zu.

Wir bekamen etwas von dem zu spüren, was uns in der Stadt erwartete.

Das organisierte Chaos.

Die City von Paris ist von einer gewaltigen Ringstraße eingeschlossen.

Als wir sie bei Aubervilliers erreichten, mußten wir uns nach links einordnen, um auf diese Ringstraße zu gelangen, die sich Boulevard Peripherique nennt.

Bei St. Denis konnten wir abfahren. Ich hätte mich in dem gewaltigen Wirrwarr der Ein- und Anfahrten bestimmt verfahren, aber Meurisse kannte seine Stadt. Ihm machte auch der Verkehr nichts aus. Er fuhr sicher, die Schwarze klebte an seiner Unterlippe, und er glich sich in seiner unkonventionellen Fahrweise den anderen an.

Über den Boulevard Ney erreichten wir schon fast Montmartre.

Viel war von diesem Stadtteil nicht zu sehen. Auch sein berühmtestes Wahrzeichen, Sacre Coeur, verschwamm im Wolkendunst.

Wir wechselten noch einmal die Straße, gerieten auf eine breite Avenue, von der nach links und rechts zahlreiche Nebenstraßen abzweigten, die in die City führten.

Wenn ich aus dem Fenster schaute, sah ich die Häuser dicht an dicht stehen.

Montmartre war ein verschachtelter Wirrwarr aus Plätzen, Straßen, Treppen und Gassen.

Allein hätte ich mich hier verlaufen.

Die nächste Straße, die ich mir merkte, war die Rue Ete. Auf ihr fuhren wir weiter, und ich sah bereits an der rechten Seite das Gelände des Friedhofs.

»Müssen wir um das Areal herum?« fragte ich Meurisse.

Der schüttelte den Kopf. »Nein, es gibt Straßen, die den Friedhof durchqueren.«

Eine davon hatten wir bald erreicht. In sie bog Meurisse auch ein.

Sofort änderte sich die Umgebung. Ich hatte das Gefühl, in einem graugrünen, regenverhangenen Tunnel zu stecken. Von den Bäumen und der Umgebung war kaum etwas zu sehen, der dünne Nieselregen überdeckte alles wie mit einem Schleier.

Monoton arbeiteten die Wischer. Aus dem Grau vor uns erschienen zwei Lichter. Ein dunkler Leichenwagen passierte uns.

Es waren zwar keine Parkplätze vorhanden, dafür kleine Parkbuchten.

In eine von ihnen lenkte der Agent den Wagen.

Wir stiegen aus. Zum Glück hatten wir Mäntel mitgenommen.

Suko und ich streiften sie über und stellten die Kragen hoch.

Viel war immer noch nicht zu sehen. Die Feuchtigkeit stieg vom Boden hoch und bildete dicke Wolken, die wie große Kugeln ihren Weg durch Buschwerk und zwischen den Bäumen her fanden.

»Schlagen wir uns durch das Gelände«, sagte Meurisse. »Über den normalen Weg zu gehen, lohnt sich nicht. Wir würden zuviel Zeit verlieren.«

Er war hier der Boß. Suko und ich folgten ihm. Naß und schwer war der Rasen. An einigen Stellen war das Gras auch niedergetrampelt worden.

Noch kamen wir gut voran. Meurisse, der die Spitze übernommen hatte, warf seine Kippe zu Boden und begann damit, sich durch dicht wachsendes Buschwerk zu schlängeln. Er drückte die feuchten Zweige zur Seite, wurde von den Blättern auf der Haut gestreift und fand zielsicher seinen Weg. Wir erreichten die ersten Gräber. Es waren Gruften, schon alt, dennoch sehr gepflegt. Manche waren mit kleinen Mauern umgeben, als sollten diese einen Schutzwall bilden.

Auch sahen wir einige Öllampen, die einen rötlich-gelben Schein verbreiteten.

Wir sprangen über die Gräber hinweg, erreichten einen schmalen Weg, und Meurisse deutete nach links.

»Was ist da?«

»Das Grab, wo alles passierte«, erwiderte er auf meine Frage.

»Meinen Sie, daß die Ratte wiederkommt?«

Er schielte mich von der Seite her an. »Wäre doch gar nicht so schlecht, wie? Dann hätten wir den Beweis.«

»Das wollen wir erst mal abwarten.«

Neben Meurisse gingen wir her. Unsere Füße klatschten in breite Pfützen. Wasser spritzte auf und näßte unsere Hosenbeine. Der Stoff schwang feucht und schwer um unsere Waden.

Schließlich erreichten wir das Ziel. Vor dem frischen Grab blieben wir stehen. Es war noch nicht geglättet worden. Von der Erde oder vom Lehm sahen wir trotzdem nichts, weil ein Heer von Kränzen alles überdeckte.

Meurisse deutete über das Grab hinweg. »Laut Aussagen der Zeugen ist das Untier von dort gekommen.«

»Es hatte sich also im Gebüsch versteckt«, sagt Suko.

»Genau.«

»Schauen wir mal nach.«

Suko und ich gingen. Meurisse wollte warten. Wir drückten uns an dem Grab vorbei und erreichten die Stelle, wo die Riesenratte erschienen war. Sorgfältig suchten wir den Boden ab. Da wir uns gebückt hatten, rann uns das Wasser in den Nacken.

»Nichts zu sehen«, meinte Suko.

Ich deutete nach unten. »Und diese plattgetretenen Stellen hier?«
»Das meine ich nicht, sondern das Tier.«
Ich lachte kratzig und schob mich weiter vor, während mir die Zweige gegen den Mantel peitschten, als sie hinter mir wieder zufielen. Suko hatte sich einige Schritte abgesetzt und suchte dort.
Ich fand einige Flecken, wo der Boden regelrecht aufgerissen war.
Als hätte irgendein Tier mit seinen Füßen dort gescharrt. So war es wahrscheinlich auch gewesen.
Ich drehte mich wieder um. Hier weiterzusuchen, hatte einfach keinen Sinn. Es war die reine Zeitverschwendung. Ich wollte nach Suko rufen, als ich das seltsame Geräusch vernahm.
Es war ein Rauschen, aber nicht vom Regen, sondern anders, wie von gewaltigen Schwingen erzeugt. Zudem erklang es über mir auf, ich hob den Kopf und glaubte auch, einen Schatten zu sehen.
Dann hörte ich Suko rufen. »Ich gehe jetzt zurück.«
Das gleiche tat ich auch. Wir trafen beide zusammen, ich wollte meinen Freund auf den Schatten ansprechen, als wir einen lauten Schrei vernahmen. An der Stimme erkannten wir Paul Meurisse.
»Wahnsinn!« brüllte er. »Ich…«
Suko und ich wußten sofort, was wir zu tun hatten. Wir schlugen die Zweige zur Seite und eilten so rasch es ging auf das frische Grab zu.
Ohne Rücksicht zu nehmen, liefen wir über die Kränze, weil es einfach der kürzere Weg war.
Dann sahen wir es.
Wie erstarrt stand der eisenharte Paul Meurisse auf dem Weg. Vor ihm hockte eine Taube.
Nur mit einem Unterschied.
Sie war so groß wie ein Mensch!

***

Pierre öffnete den Mund und zeigte ein böses Lächeln, als er zu Nadel und Faden griff, um die Wunde zuzunähen. Er lachte innerlich, denn nun hatte er es geschafft.
Vor ihm lag das dritte Tier.
Es war wieder eine Ratte, obwohl er sie nicht hatte haben wollen.
Aber die Katze, die ihm ins Auge gestochen war, hatte den Braten gerochen und war verschwunden.
So mußte er sich mit der gefangenen Ratte zufrieden geben. Und Ratten liefen in der Kanalisation zu Tausenden herum.
Das Tier rührte sich nicht. Starr lag es auf dem Rücken und ließ alles mit sich geschehen. Er hatte den Körper aufgeschnitten und das Eisherz hineingelegt.
Nun war gesichert, daß die Kraft des Teufels auch auf die Ratte übergreifen würde und sie sich so verändern würde, wie er es haben

wollte.

Der letzte Stich.

Er zog ihn lang, griff zu einer Schere und schnitt den Kunststoffaden durch.

Das war es gewesen!

Noch lag das Tier in tiefer Ohnmacht. Nicht mehr lange, dann würde es erwachen, vom Operationstisch springen und das Weite suchen.

Hinein in die Kanalisation. Dort würde es dann wachsen und den Drang spüren, die Finsternis zu verlassen.

An der Oberwelt würden die Menschen in Panik geraten, wenn sie das Tier sahen.

Pierre wollte sich vor Lachen ausschütten, als er daran dachte. Nie hätte er gedacht, daß sein Plan so gut funktionierte, aber mit der Kraft des Teufels war wohl vieles möglich.

Wenn nicht alles.

Die Arbeit hatte ihn angestrengt. Mit einem Tuch wischte er über die Stirn und wartete ab, bis das Tier seine ersten Zuckungen abgab.

Zunächst bewegten sich die Pfoten, dann der Kopf, während sich der Körper auf die Seite legte und die Ratte schließlich aufstand.

Auf allen vier Beinen blieb sie stehen, zitternd und bebend. Sie hatte die Schnauze geöffnet. Aus dem Rachen drang ein schrilles Geräusch, das man mit dem Begriff Fiepen umschreiben konnte.

Noch war das Tier nicht soweit, daß es auf das Naheliegendste kam.

Es mußte sich erholen.

Das geschah dann sehr schnell.

Es wuchtete sich in die Höhe, sprang mit einem Satz vom Tisch und huschte dicht an Pierres Beinen entlang aus dem zweiten, kleineren Verlies davon.

Den Weg würde die Ratte finden…

Der Mörder war mit sich und seiner Arbeit zufrieden. Vergnügt rieb er sich die Hände, aus seinem Mund drang ein heiseres Lachen, als er ebenfalls wieder in seinen Arbeitsraum ging und sich der Vitrine näherte.

Sie war leer.

Kein Eisherz lag in ihr. Die drei Herzen steckten in den verschiedenen Körpern der Tiere, und sie würden dort ihre Aufgabe voll und ganz erfüllen.

Dabei wußte der Mann genau, welche Aufgabe noch vor ihm lag, denn er hatte den Namen Jane Collins nicht vergessen.

Ihr Herz brauchte er ebenfalls.

Er stand vor der Vitrine, schaute gegen die Scheibe und überlegte, wie er vorgehen sollte.

Ihm kam keine Idee, denn eine Jane Collins war ihm völlig unbekannt.

Wie sollte er an sie herankommen? Mochte der Teufel auch noch so gut informiert sein, davon hatte er nichts gesagt. Das ärgerte den Mörder, denn zu gern hätte er auch noch den letzten Teil seiner Aufgabe erfüllt.

Es war, als hätte der Satan seine Gedanken erraten, denn innerhalb der Vitrine veränderte sich das Bild. Die Luft begann zu zittern und zu vibrieren.

Etwas schälte sich hervor.

Ein Gesicht.

Die Teufelsfratze!

Wieder sah der Mann das Dreieck vor sich, und er sah auch die aus der Stirn wachsenden gekrümmten Hörner, deren Spitzen direkt auf ihn wiesen. Er starrte den Satan an, hörte das Lachen und danach die dumpfe Stimme, die ihn lobte.

»Du hast gut gearbeitet, mein Lieber. Ich gratuliere dir. Zwei Ratten und eine Taube werden Angst und Schrecken verbreiten, das kann ich dir versprechen.«

»Ich danke dir, Satan, aber ich bin dennoch verzweifelt.« Pierre schaffte es sogar, einen demutsvollen Tonfall in seine Stimme zu legen.

»Weshalb?«

»Ich weiß nicht, ob ich die letzte Aufgabe erfüllen kann. Du willst ein Herz haben. Das Herz einer bestimmten Frau. Woher soll ich es denn nehmen?«

»Von ihr natürlich.«

»Das stimmt, aber wo kann ich sie finden?«

Asmodis lachte. »Richtig. Es tut mir leid, war mein Fehler, denn ich vergaß, daß du nur ein Mensch bist, Pierre. Und Menschen sind nun nicht perfekt im Gegensatz zu mir. Am besten wird es sein, wenn du in diese Vitrine kommst.«

Bisher hatte Pierre alles getan, was der Satan von ihm wollte. Nun zuckte er zurück. »Ich in die Vitrine?« flüsterte er. »Nein, das kann ich nicht, das ist unmöglich.«

»Weshalb nicht?«

»Ich würde vergehen, ich würde…«

»Gar nichts würdest du. Du würdest nur eine große Magie und die Kraft des Teufels spüren. Wenn du hineinsteigst, ist es dir sogar möglich, mit der Person, deren Herz du an dich reißen sollst, Verbindung aufzunehmen. Lock sie her, denn sie besitzt eine Waffe, die sie so gut wie unabhängig macht. Sie wird dich vielleicht sehen können, denn der Würfel des Unheils ist außergewöhnlich.«

»Meinst du wirklich?«

»Das meine ich.«

Pierre überlegte noch einen Moment. Schließlich nickte er und ging

einen weiteren Schritt auf die Vitrine zu.

Das Gesicht des Teufels war noch immer zu sehen, und er vernahm auch die Stimme. »Wundere dich über nichts, mein Freund. Denke immer daran, daß ich bei dir bin. Du wirst Dinge erleben, die du nicht für möglich hältst. Aber sie werden dir gefallen…« Der Teufel fügte noch ein Lachen hinzu, während seine Fratze allmählich verblaßte.

Der Mörder schritt auf die Vitrine zu. Während sich der Schweiß in seinen Handflächen und den Achselhöhlen sammelte, dachte er darüber nach, wie er an die Vitrine herangekommen war.

Der Trödler hatte sie gehabt. Er und Pierre wohnten im selben Haus.

Zwischen den Männern gab es einen großen Altersunterschied, dennoch vertrugen sich beide gut, sie wurden sogar Freunde, und der Alte vermachte Pierre das Wertvollste, was er vergeben konnte.

Die Vitrine!

Sie war etwas Besonderes, hatte man ihm gesagt, etwas, das aus einem gefährlichen Haus stammte. Wer die Vitrine richtig benutzte, konnte mit dem Teufel in Kontakt treten.

Gelacht hatte Pierre darüber, bis er es darauf ankommen ließ und die magischen Kräfte der Vitrine weckte. Da war ihm der Teufel erschienen und hatte ihn in seinen Bann geschlagen.

In die Vitrine sollte er also hineinsteigen.

Pierre schluckte. Noch nie war ihm der Gedanke gekommen, und er fragte sich, ob es richtig war, was er jetzt tat. Die Herzen waren vereist, als sie in der Vitrine lagen. Würde auch sein Körper zu einem Eisklumpen werden?

Die Frage stellte er sich, und sie war gar nicht mal so unberechtigt.

Nur stand er unter dem Schutz eines Mächtigen, und der Teufel würde ihn bestimmt nicht vernichten.

Pierre hob seine Arme und faßte das an, was den Deckel der Truhe darstellte. Das Glas war schwer, auch der Rahmen bestand aus dickem Holz. Vorsichtig hob er den Deckel der Vitrine in die Höhe.

Es klappte.

Hochkant blieb er stehen. Pierre stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte den Kopf vor und schaute von oben her in die Vitrine hinein.

Sie war leer.

Nichts wies darauf hin, welche Kräfte in ihr wohnten. Er klopfte das Glas ab und nickte zufrieden, als er festgestellt hatte, daß es dick genug war und der ebenfalls gläserne Boden sein Gewicht halten würde.

Pierre bezeichnete sich nicht gerade als guten Turner. Er hatte seine Schwierigkeiten, in die Vitrine hineinzuklettern. Der Student hockte sich hin, zog die Beine an und legte fast sein Kinn auf die angewinkelten Knie.

Dann reckte er einen Arm, bekam den Deckelrand zu fassen und zog

die gläserne Klappe wieder zu.

Nun saß er endgültig in diesem Gefängnis!

So wartete er. Der Teufel hatte davon gesprochen, daß er sich nicht wundern sollte. Bisher war noch nichts geschehen. Auch die Luft würde für eine Weile reichen. Wenn nicht, brauchte er nur den Deckel von innen her aufzustoßen.

Es war still.

Pierre selbst spürte, daß in der Vitrine andere Kräfte herrschten.

Er sah sie nicht, aber sie waren vorhanden, und sie beeinflußten seine Gedanken.

Und er spürte die Kälte.

Sie war plötzlich da, kroch von innen her in seinen Körper und nahm von ihm Besitz. Es war keine Kälte, wie sie im Winter draußen lauerte, sondern eine innere. Vielleicht eine Gefühlskälte oder der Odem des Bösen. Starr schaute er auf die Glasscheibe.

Bisher hatte sich dort nichts getan. Nun aber sah er in der Scheibe seltsame Schlieren, die anfingen zu wandern, und er vernahm wispernde Stimmen.

»Du wirst sie töten!« flüsterte eine Stimme. »Du wirst ihr das Herz entnehmen. Sie heißt Jane Collins…«

Pierre öffnete den Mund. Sein Gesicht bekam einen wächsernen Ausdruck. Die Haut schien von innen her zu vereisen, und auf seine Poren legte sich ein dünner Film.

Eis…

Ja, es war Eis.

Jetzt stieg die Angst in ihm hoch. Der Teufel hatte ihn hereingelegt. Es sollte ihm wie den drei Herzen ergehen. Sie waren in der Truhe vereist, und ihm stand das gleiche Schicksal bevor. Auch er würde das Grauen spüren und sich später nicht mehr bewegen können.

Die Kälte nahm zu.

Bei seinen Zehenspitzen begann es. Auch die Finger blieben nicht verschont. Durch die Spitzen kroch die Kälte allmählich höher. In seine Adern drang sie und schien auch das Blut allmählich in Eiskristalle zu verändern.

Er schaute hoch.

Der gläserne Deckel war seine Chance. Wenn er ihn aufstieß, konnte er entwischen.

Pierre merkte, daß es ihm schwerfiel, den Arm in die Höhe zu stemmen. Er legte seine rechte Hand unter den Deckel und drückte ihn langsam hoch. Das heißt, er wollte es und mußte mit Schrecken feststellen, daß ihm dies nicht gelang.

Der Deckel saß fest!

Satan hat dich eingeschlossen! schoß es ihm durch den Kopf. Er hat dich mißbraucht, du hast deine Schuldigkeit getan, nun läßt er dich

einfach fallen.

Pierre schüttelte den Kopf. Er war sauer, er war fertig, innerlich abgewrackt, er…

»Zweifelst du an mir?« Das war die Stimme des Teufels.

Sehen konnte Pierre ihn nicht, er hörte nur die Stimme, und das reichte ihm.

»Warum hast du mich hier fertiggemacht? Weshalb soll ich erfrieren?« schrie er, »Das wirst du nicht«, erklärte der Satan. »Dein Blick soll sich nur für Dinge öffnen, die wichtig für dich sind. Rufe den Namen. Rufe die, die zu dir eilen soll. Ich habe dich mit meiner Kraft gefüllt, und diese Kraft wird sie erreichen.«

»Wen meinst du?«

»Rufe sie!«

Es war dem jungen Mann schwergefallen, einen klaren Gedanken zu fassen. Die Kälte nahm zu, und sie beeinflußte auch sein Denken und Handeln. Er wurde träge.

Nur auf den Namen mußte er sich konzentrieren. Und ihn rief er laut und deutlich.

»Jane Collins!« Dabei erschrak er über seine eigene Stimme. Sie hallte in der Vitrine, als wäre sein gläsernes Gefängnis zehnmal so groß.

Vergebens lauschte Pierre auf eine Antwort, und ein weiteres Mal rief er den Namen der Hexe.

Er hörte das Knistern, als das Eis an den Wänden allmählich zersplitterte, und wieder mußte er schreien.

»Das reicht!«

Satans Stimme war da. »Du steckst in einem Zentrum Schwarzer Magie. Diese Vitrine ist etwas Besonderes. Der Ruf, den du in ihr ausgestoßen hast, wird keine Grenzen kennen und genau die erreichen, auf die es dir ankommt. Ich hoffe, daß die Vitrine dich genügend abgeschirmt hat, so daß Jane Collins nicht merkt, was wir vorhaben. Wenn du sie vor dir stehen hast und ihr das Herz raubst, werde ich wieder erscheinen und dir dabei zuschauen. Hast du verstanden?«

»Das habe ich.«

»Dann enttäusche mich nicht.«

Es waren die letzten Worte des großen Mentors, bevor sich dieser zurückzog. Pierre hatte noch fragen wollen, ob er in der Vitrine erfrieren sollte, es war ihm nicht mehr gelungen, weil andere Gedanken ihn quälten. Plötzlich verschwand das Eis.

Pierre konnte zuschauen, wie es sich von den gläsernen Seiten der Vitrine zurückzog. Dabei bildete es seltsame Muster. Manchmal Sterne, dann wieder andere Kristallformen und auch ein Dreieck, das Ähnlichkeit mit dem Gesicht des Teufels besaß.

Satan hatte das Eis auf magische Art und Weise entstehen lassen, nun ließ er es tauen.

Nur entstand dabei kein Wasser. Es verschwand so, wie es gekommen war. Ohne Spuren zu hinterlassen.

Tief atmete der junge Student durch. Seine Panik verschwand allmählich. Er hatte das Gefühl, noch einmal neu Geburtstag feiern zu können. Jemand hatte im das Leben zurückgegeben. Und dieser Jemand war der Teufel gewesen. Demnach spielte der Herr der Hölle doch nicht falsch.

Pierre lachte auf, als er seinen Arm in die Höhe streckte und es ihm gelang, ohne große Schwierigkeiten den gläsernen Deckel der Vitrine in die Höhe zu stemmen. Auch er stellte sich hin. Dabei verzog er das Gesicht, schüttelte den Kopf und atmete ein paarmal tief durch, bevor er aus der Vitrine kletterte.

Neben ihr blieb er stehen. Das Zittern in den Knien hatte aufgehört, er fühlte sich besser, atmete tief durch und begann zu lachen.

Wie ein kleines Kind führte er sich auf, tanzte von einem Bein auf das andere.

Doch er war ein sehr gefährliches Kind, denn er hielt das Messer mit der langen Klinge bereits in der Hand. Diese Jane Collins konnte kommen…

***

Eine Taube in Menschengröße!

Hätte mir das jemand vor fünf Minuten erzählt, ich hätte ihn für einen Spinner gehalten.

Nun sah ich sie mit eigenen Augen, und auch Suko sah das gleiche wie ich.

Paul Meurisse stand nicht weit von diesem unheimlichen Vogel entfernt. Der französische Agent hielt sich die Schulter. Die Hand lag dort mit gespreizten Fingern, und wir konnten beide das Blut erkennen, das aus einer Wunde hervorkam. Wahrscheinlich hatte der Schnabel dieses übergroßen Vogels die Wunde gerissen, und Meurisse war es nicht mehr gelungen, auszuweichen.

Zuerst bewegte sich Suko. Seine rechte Hand umklammerte den Griff der Dämonenpeitsche und zog die Waffe hervor. Er schlug einen Kreis über den Boden.

Drei Riemen rutschten heraus. Da dieses Wesen vor ihm magisch aufgeladen war hoffte Suko, es mit der Peitsche erledigen zu können.

Ich holte die Beretta aus der Halfter. Peitsche und Silberkugel reichten hoffentlich aus.

Das Tier war wirklich gewaltig. Sein Gefieder schimmerte grauweiß.

Der Kopf, größer und auch länger als der eines Menschen, zeigte in Meurisses Richtung. Auch der Schnabel der Taube war lang. Er

erinnerte mich an zwei kleine, aufeinandergesetzte Speere. Die Augen wirkten wie Kugeln. Dieses Tier war tatsächlich ein Monstrum.

»Meurisse!« Scharf sprach ich den Franzosen an. »Gehen Sie einige Schritte zurück!«

Erst jetzt schien uns der Mann wahrzunehmen. Er drehte den Kopf, schaute uns an und nickte.

Im selben Augenblick breitete die Taube die Flügel aus. Das geschah schnell, ich hatte noch schießen wollen, doch als ich abdrücken wollte, war die Taube schon in der Luft.

Ein gewaltiges Exemplar, unheimlich anzusehen, mit einer Flügelspannweite, die den Weg überbrückte.

Zu treffen war sie immer.

Von unten her drang die abgefeuerte Kugel schräg in den Körper des Monstertieres.

Kaum hatte die Kugel getroffen, als das Tier einen gurrenden Schrei ausstieß, senkrecht in die Höhe stieg und sich regelrecht schüttelte.

Plötzlich schwebte es über den Bäumen und war unseren Blicken entschwunden.

Wir liefen auf den Weg. Dort erwartete uns ein leichenblasser Paul Meurisse.

»Ich begreife das nicht«, flüsterte er, nahm die Hand von seiner Schulter und schaute auf die Wunde. Sein Ledermantel war durch den Schnabelhieb an dieser Stelle zerfetzt worden, auch das Jackett drunter sowie das Hemd. Aus der Wunde rann Blut.

Ich hob die Schultern und wußte auch keine Erklärung. Ferner wußten wir nicht, ob wir die Taube tödlich getroffen hatten. Angeschossen war sie.

Schwebte sie noch irgendwo über den Bäumen?

Vergeblich lauschten wir auf das Schlagen der Flügel. Die Taube hielt sich zurück. Oder sie war nicht mehr in der Lage, zu uns zu kommen.

Meurisse ging einige Schritte zur Seite und nahm auf einer kleinen Grabmauer Platz. »Suchen Sie dieses verdammte Vieh. Ich bleibe solange hier.«

Suko warf ihm die Beretta zu. »Die Waffe ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Wenn die Taube zurückkehren sollte, schießen Sie, Meurisse. Jagen sie ihr die Kugeln in den Balg!«

»Okay.«

Wir machten uns auf die Suche. Vielleicht hatten wir sie angeschossen und brauchten sie nur mehr aufzusammeln, wie man so schön sagt. Das wäre natürlich am besten gewesen.

Wir hatten uns gemerkt, in welche Richtung die Taube davongeflogen war. Jedenfalls nicht in die, aus der wir gekommen waren. Also gingen wir in die entgegengesetzte weiter.

Der Regen hatte sogar aufgehört. Jetzt beeinträchtigte nur mehr der

vom Boden hochsteigende Dunst unsere Sicht. Die schweren Wolken wallten zwischen den Gräbern wie Tücher, die von unsichtbaren Händen langsam vorgeschoben wurden.

Da hörten wir das Gurren.

Links von uns klang es auf, denn die Taube mußte irgendwo zwischen den Büschen gelandet sein.

War das überhaupt bei ihrer Größe möglich?

Ich konnte es mir kaum vorstellen. Wir mußten nachsehen, das gurrende Geräusch hatte uns den Weg gewiesen. Über andere Gräber stiegen wir hinweg, räumten sichthindernde Zweige zur Seite und starrten auf das grüne Blattwerk, das feucht glänzte.

Nur die Taube sahen wir nicht.

»Verdammt«, sagte Suko, »ich habe sie doch gehört.«

Ich nickte nur.

Suko war schon weitergegangen. Ich folgte meinem Freund über den nassen Rasen und stellte fest, daß wir gar nicht weit zu gehen brauchten, denn nach einigen Metern hatten wir das Ziel erreicht.

Die Taube war tatsächlich gelandet. Mit ihrem schweren Körper war sie in einen Busch gefallen.

Jetzt hockte sie auf ihm, wie auf einem großen Nest.

Suko wischte über seine Augen. »Träume ich, oder ist sie tatsächlich kleiner geworden?«

»Du irrst dich nicht. Die ist geschrumpft.«

Wir beide standen da und staunten. Jetzt verstanden wir überhaupt nichts mehr. Die übergroße Monstertaube dachte nicht daran, uns zu attackieren. Wir waren für sie in diesen Augenblicken Luft, denn sie war mit sich selbst beschäftigt.

Ein unheimlicher Prozeß spielte sich vor unseren Augen ab. So etwas hatten wir auch noch nicht erlebt, und wir waren ja beide ziemlich viel gewohnt.

Von Sekunde zu Sekunde schrumpfte die Taube mehr zusammen.

Dabei stieß sie Schreie aus, als hätte sie vor irgend etwas Angst.

Immer kleiner wurde sie. Sie besaß jetzt nur mehr die Größe eines Arms und entwickelte sich weiter zurück.

Zu tun brauchten wir nichts. Nur zuzuschauen, und wir sahen, daß sich die Zweige des Buschs allmählich wieder in die Höhe reckten, weil sie das Gewicht nicht mehr spürten.

Lücken entstanden.

Durch eine dieser Lücken rutschte die Taube.

Plötzlich war sie verschwunden. Sie lag irgendwo zwischen dem Grün der Blätter am Boden. Wir sahen sie nicht mehr, aber wir hörten sie noch. Das verzweifelt klingende Gurren jagte uns beiden dicke Schauer über den Rücken.

»Suchen wir sie«, sagte ich und ging schon vor.

Es waren ja nur zwei Schritte, bis wir vor dem Busch standen, uns bückten und den Boden zwischen den Zweigen abtasteten. Gras wuchs dort nicht, deshalb konnten wir die Taube schlechter sehen, weil sich ihr Gefieder nicht so recht abhob.

Ich entdeckte sie zuerst. »Hier ist sie!« rief ich meinem Partner zu und drückte mit dem rechten Arm Zweige zur Seite. Die Taube hatte wieder die normale Größe angenommen, so daß ich sie anfassen und vom Boden hochheben konnte.

Vielleicht war sie ein wenig dicker als ein normales Tier, ansonsten stellte ich keinen Unterschied fest.

Suko kam zu mir.

Die Taube lag auf meinem Handteller. Sie lebte noch, hatte den Kopf gedreht, der Schnabel stand offen, und ich glaubte, Qual in ihren Augen lesen zu können.

Es war auch das Einschußloch zu sehen, wo sie die geweihte Silberkugel getroffen hatte Ein letzter Blick traf mich. Er kam mir nicht anklagend vor, sondern irgendwie froh, daß das Tier es endlich hinter sich hatte. Danach sank der Kopf nach vorn, und die Taube war in meiner Hand gestorben.

Ich schaute meinen Freund an.

Suko hob die Schultern. »Verlange keine genaue Erklärung von mir, John. Ich kann sie dir nicht geben.«

»Das wollte ich auch nicht. Seltsam ist es schon.« Mit der toten Taube gingen wir zu Meurisse zurück.

Der Franzose hockte noch immer auf der Grabmauer. Er hatte seine Wunde selbst verbunden. Das Tuch zeigte eine rote Färbung. Als er uns und die Taube sah, bekam er große Augen.

»Ist sie das?«

»Ja, sie ist wieder geschrumpft.«

»Wie kann das möglich sein?«

»Eine exakte Erklärung kann ich Ihnen auch nicht geben. Wahrscheinlich hat eine Magie die andere zerstört.«

»Wobei Ihre stärker war.«

»So sieht es aus.«

Meurisse schüttelte den Kopf. »Hätte mir das jemand erzählt, ich hätte ihn wirklich in eine Anstalt einweisen lassen. Aber so ist alles anders gekommen.«

Ich wollte die Taube auch nicht mehr länger festhalten und legte sie deshalb zu Boden.

Kaum hatte sie Kontakt, als das geschah, womit wir eigentlich schon lange gerechnet hatten.

Die Taube löste sich auf.

Vor unseren Augen zerfiel sie. Die Federn rutschten zur Seite und zerbröselten. Als Staubschicht blieben sie auf dem Weg liegen. Das

gleiche geschah mit den Knochen, dem Kopf, dem Schnabel. Von der Taube blieb nichts übrig. Sogar meine Silberkugel entdeckte ich wieder und danach etwas anderes.

Ich konnte es nicht glauben, ich wurde bleich, hörte den eisenharten Meurisse stöhnen und Suko scharf die Luft ausstoßen.

Vor uns lag ein menschliches Herz!

Niemand redete. Ich ging einen Schritt zur Seite, setzte mich neben Paul Meurisse auf den schmalen Mauerrand, holte meine Zigaretten hervor und zündete ein Stäbchen an. Den Rauch blies ich in die Dunstwolken. Er verquirlte dort mit ihnen.

Ich spürte das Zittern der Hände, den Druck im Magen und die Kälte auf meinem Rücken. Mit allem hatte ich gerechnet, nur damit nicht.

Hier also sah ich ein Herz wieder. Und es mußte einfach zu den Herzen gehören, die einem der Mädchen in London entnommen worden waren.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht für mich.

»Sinclair«, sagte Meurisse leise. »Sie haben recht gehabt. Sie haben so verdammt recht gehabt. Die beiden Fälle hängen zusammen.«

»Stimmt.«

»Und jetzt?« fragte Meurisse. »Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich ratlos bin. Damals auf der Schönheitsfarm wußte ich, was ich zu tun hatte, da waren die Gegner bekannt, aber hier haben wir nur einen Vornamen, da lauert jemand im Hintergrund, der geschickt seine Fäden zieht. Wir wissen nicht, wie er aussieht, wie…«

Er hob die Schultern und brach sein Gespräch ab.

»Haben Sie eine Hülle? Wir müssen das Herz schließlich einpacken.«

»Ja, die habe ich.«

Wie fast alle Kriminalbeamten, so trug auch Meurisse dünne Plastikhüllen bei sich. Er holte sie aus der Tasche. Ich öffnete sie und legte das Herz hinein.

Es schlug nicht, es konnte nicht mehr leben, dennoch hatte es sich im Körper dieser Riesentaube befunden.

»Suchen Sie nach einer Erklärung, Sinclair?«

»Sicher.«

»Ich auch. Aber ich habe keine.«

»Wissen Sie, Meurisse, wenn Sie sich so lange mit außergewöhnlichen Dingen beschäftigen wie ich, kann man schon so etwas wie Erklärungen finden.«

»Da bin ich gespannt.«

»Der Teufel«, sagte ich, »denn da müssen wir anfangen, interessiert sich für viele Dinge. Besonders für die, die das menschliche Leben betreffen. Und ist das Herz nicht das Wichtigste, das der Mensch besitzt? Wenn es nicht mehr schlägt, kann auch der Mensch nicht mehr weiterleben, und so wird der Satan immer wieder versuchen,

gerade das Herz in seine Gewalt zu bekommen. Da kann er manipulieren und Menschen in seine Gewalt bringen. Wenn Sie die entsprechende Literatur durchforsten, werden Sie immer wieder auf dieses Phänomen stoßen.«

»Gibt es den Teufel überhaupt?« fragte Meurisse.

»Ja.«

»Und wie sieht er aus?«

Ich lachte bitter. »Beschreiben kann man ihn eigentlich nicht. Er ist auf keine Person fixiert. Er kann alles sein. Ein Mensch, ein Monster, häßlich oder schön, denn er ist wandelbar wie die Hölle. Wenn er will, werden Sie ihn nicht erkennen, aber oft genug zeigt er sich so, wie ihn die Menschen im Mittelalter schon auf Bildern oder Holzschnitten verewigt haben. Gefährliche, dreieckige Fratze, fellbedeckter Körper, Klumpfuß.«

»So haben Sie ihn schon gesehen?«

»Wir beide«, antwortete Suko. »Sie müssen wissen, daß er zu unseren Erzfeinden gehört.«

»Das ist mir zu hoch. Lassen wir das Thema, da kommen wir nicht weiter. Ich habe noch nie sehr viel von der Theorie und auch der Philosophie gehalten. Ich sehe mich als Praktiker.«

»Okay«, sagte ich. »Dann möchte ich Sie als Praktiker fragen, was Ihre Wunde macht.«

»Ich müßte Sie behandeln lassen.«

»Wo liegt das nächste Hospital?«

»Da können Sie fast hinspucken.«

Ich stand auf. »Kommen Sie. Lassen Sie dort Ihre Verletzung behandeln. Wir werden später weitersehen, was wir unternehmen können. Dieser Pierre muß doch zu finden sein.«

»Und wenn es das letzte ist, was ich in meinem Leben tue«, erklärte Paul Meurisse entschlossen…

***

Der französische Agent und die Ärzte hatten Streit bekommen, weil die Mediziner wegen der Verletzung erstens seinen Arm großartig verbinden wollten und ihn zweitens noch im Krankenhaus behalten wollten. Meurisse hatte abgelehnt und sich schließlich zwei Pflaster auf die Wunde kleben lassen.

Fast fluchtartig hatten wir dann das Krankenhaus verlassen. Unser Ziel war Meurisses Dienststelle.

Daß er uns dort hinführte, bewies, wie sehr er uns vertraute. Wir kurvten durch das regennasse Paris und hielten schließlich vor einem Grundstück, das durch ein schmiedeeisernes Tor gesichert war. Hinter dem Tor lag ein Garten mit hohen Bäumen, und dazwischen stand eine alte Villa. Als wir vor der Tür standen, begann Meurisse zu

lachen.

»Was ist los?« fragte ich.

»Ist Ihnen nichts aufgefallen?«

»Meinen Sie die Sicherheitsanlagen?«

»Genau.«

»Die sind gut versteckt.«

»Ja, hier kommt keine Maus durch.«

Ohne daß Meurisse schellen mußte, schob sich die schwere Eingangstür zur Seite, und wir konnten die Villa betreten. Eine Halle nahm uns auf. Sie war als Büro umfunktioniert worden. Ich zählte vier Schreibtische. Drei von ihnen waren mit Männern besetzt. Hinter dem vierten saß eine ältere Frau. Sie musterte uns über ihre dünne Goldrandbrille hinweg. Fernschreiber tickten und brachten Nachrichten aus allen Teilen der Welt.

Meurisse wurde gegrüßt wie der Chef persönlich. Wahrscheinlich war er dies auch.

»Wir fahren in die Info-Abteilung«, erklärte der Agent und lief auf eine Tür zu, die Ähnlichkeit mit der eines Fahrstuhls besaß. Die beiden Hälften fuhren auseinander, wir konnten in die Kabine steigen und jagten nach unten.

Der Expreßlift hielt sehr schnell. Als wir ausstiegen, befanden wir uns in einem kahlen Betongang.

Ich kam mir vor wie in einem Agentenfilm.

Hier unten wurde gearbeitet. Die Angestellten trugen weiße Kittel und Kennkarten an den Revers. Die Informationsabteilung war innerhalb des größten Raumes untergebracht worden. Er besaß bereits die Ausmaße eines Saales. Dort begaben wir uns hin.

Auch hier wurde Meurisse begrüßt, stellte uns nicht namentlich vor, sondern wandte sich an den Chef der Abteilung. Mit wenigen Worten erklärte er dem Professor das Problem.

Der Mann runzelte die Stirn und fuhr über seinen fast haarlosen Schädel. »Es ist viel, was Sie da von mir verlangen, Meurisse.«

»Weiß ich.«

»Haben Sie wirklich nichts mehr an Fakten?«

»Nein.«

»Ist dieser Pierre schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt geraten?«

»Das wissen wir nicht.«

Der Professor hob die Schultern. »Bon, ich werde versuchen, Ihnen zu helfen. Erwarten Sie aber keine Wunder.«

»Tun wir nicht. Denken Sie aber daran, daß unser Pierre auch zu den Leuten gehört haben kann, die in den Katakomben Parties feiern.«

»Ja, ich werde die entsprechenden Informationen eingeben.«

Der Professor verschwand, und wir machten uns auf eine längere Wartezeit gefaßt.

Die verbrachten wir in einem Aufenthaltsraum, wo auch Getränkeautomaten standen. Das gefundene Herz hatte ich im Krankenhaus abgegeben. Es war dort eingeschlossen und kühl gelagert worden.

Wir holten uns Kaffee. Die Brühe schmeckte so wie das Zeug aus den Yard-Automaten. Dennoch tranken wir sie.

Zeit verging.

Wir waren nervös. Selbst Suko schaute öfter als gewöhnlich auf die Uhr.

Nachdem eine halbe Stunde vergangen war, hielt Meurisse nichts mehr auf seinem Stuhl. Er stand auf und begann damit, unruhig auf und ab zu wandern.

»Die Kerle müssen doch etwas erreichen«, murmelte er. »Das ist nicht drin, daß sie…«

Da öffnete sich die Tür. Der Professor erschien.

»Endlich, La Grange«, rief Meurisse. »Haben Sie etwas gefunden?«

Der Mann hob die Schultern. »Ob ich Ihnen damit weiterhelfen kann, weiß ich nicht.«

»Zeigen Sie es zumindest mal.«

Professor La Grange legte den Streifen auf den Tisch. Er setzte seine Brille auf und beugte sich über die vom Computer ausgespuckten Informationen.

»Fangen wir mit dem Namen an. Es gibt so viele Pierres, daß Sie sich kaum eine Vorstellung davon machen können. Auch auf der Uni. Wir sind folgendermaßen vorgegangen…«

»Moment, Professor, keine wissenschaftliche Abhandlung«, unterbrach Meurisse.

»Aber ich…«

»Fakten, nur Fakten zählen.«

La Grange hob die Schultern. »Wie Sie meinen. Wir haben einen jungen Mann namens Pierre gefunden, der auf der Uni aufgefallen ist, weil er Versuche anstellen wollte, die, sagen wir, nicht ganz astrein sind, denn sie widersprechen der menschlichen Ethik und Moral. Dieser Pierre ist gemeldet worden, weil er sich zudem noch politisch betätigt hat. Und zwar in rechtsradikalen Kreisen.«

»Das könnte er sein«, meinte Suko.

Ich war sogar ziemlich sicher.

»Und wo finden wir den Knaben?« wollte Paul Meurisse wissen.

»Rue Lepic Nummer 17.«

Meurisse lachte. »Das ist Montmartre. Gar nicht mal weit vom Friedhof entfernt.«

»Ob es dort allerdings den Trödlerladen gibt, von dem Sie gesprochen haben, weiß ich nicht.«

»Das macht auch nichts. Professor. Jedenfalls haben Sie uns sehr

geholfen.«

»Danke. Wir trinken übrigens Remy Martin.«

»Okay, Monsieur le Professeur«, sagte ich. »Diese Flasche geht dann auf meine Rechnung.«

La Grange schmunzelte. »Wer sie bezahlt, ist mir egal. Hauptsache, wir bekommen sie.«

»Darauf können Sie sich verlassen.« Das sagte ich bereits im Weggehen. Wir konnten mehr als zufrieden sein, denn mit diesem Ergebnis hatte keiner von uns gerechnet.

Als wir wieder in den Tag hineintraten, hatte sich das Wetter ein wenig gebessert. Hier und da lugte ein schüchterner Sonnenstrahl durch die Lücken zwischen den Wolken. Dennoch war die Kraft der Sonne noch nicht Stark genug, das Grau des Regentages zu vertreiben.

Wir fuhren wieder nach Montmatre.

Der Verkehrsmoloch Paris schluckte uns. Es war eine wilde Kurverei, aber Meurisse löse das Problem mit Glück und guten Nerven.

Er hatte es sich nicht nehmen lassen, trotz seiner Verletzung zu fahren. Uns wollte er die Fahrt nicht zumuten.

Schließlich landeten wir in einem Wirrwar von Einbahnstraßen und schmalen Gassen. Es war unmöglich, hier einen Parkplatz zu finden.

Meurisse ärgerte sich und stellte den Wagen schließlich in eine Verbotszone ab. Wir mußten ein Stück zu Fuß gehen.

Die schüchternen Sonnenstrahlen hatten die Menschen wieder aus den Häusern gelockt. Hier trieb sich wahrhaftig ein buntes Völkchen herum.

Künstler und solche, die sich so nannten, machten es sich auf der Straße bequem. Was da alles aus den Häusern geschleppt wurde, war schon phänomenal. Das begann bei der Staffelei, ging weiter über Tische und Stühle, bis hin zu Dingen, die auf dem Flohmarkt verkauft wurden.

Ich bekam große Augen und staunte.

Meurisse lachte. »Was wollen Sie machen, Sinclair. Das ist Montmatre, und es ist nicht umsonst weltberühmt geworden.«

»Ja, ich sehe schon.«

Das Haus, das wir suchten, unterschied sich kaum von anderen alten Bauten. Es besaß eine abgeblätterte Fassade und ein graues Dach, aus dessen Vorderseite die viereckigen Gauben hervorstachen.

In der unteren Etage befand sich ein Geschäft.

Tatsächlich ein Trödelladen, dessen Schaufenster so vollgestopft war, daß wir die einzelnen dort lagernden Gegenstände kaum unterscheiden konnten.

Wir betraten den Laden, nachdem wir zwei ausgetretene Steinstufen hochgegangen waren.

Eine Glocke bimmelte, und wir hatten eine andere Welt betreten.

Schon der Geruch war seltsam. Es roch nach zahlreichen Gewürzen und nach Staub. Der lag überall.

Auf den alten Büchern, den Lampen, den Tassen, Tellern und Bestecken. Es gab Kannen, Töpfe, Krüge, Kleidung und auch kleinere Möbelstücke, die allesamt noch restauriert werden mußten.

Da der Trödel auch von der Decke hing, mußten wir die Köpfe einziehen, wenn wir sie uns nicht stoßen wollten.

Unser Eintreffen mußte gehört worden sein, da auch die Glocke geläutet hatte.

Doch ließ sich niemand blicken.

Meurisse war ungeduldig. »He, ist hier niemand?«

Schritte…

Irgendwo im Hintergrund des nicht zu überschauenden Ladens waren sie aufgeklungen, wurden lauter und näherten sich uns. Eine Gestalt erschien aus einer freien Stelle zwischen zwei Schränken.

Es war eine Frau, nein, ein junges Mädchen, und sie paßte in den Laden, wie der Kühlschrank an den Nordpol.

Ihr Haar war rabenschwarz und so lang, daß es weit bis auf den Rücken fiel. Wir sahen ein gebräuntes Gesicht und Augen wie Kohlestücke. In den Adern des Mädchens floß das Blut mehrerer Rassen.

Einen roten Pullover trug sie und eine pechschwarze Hose. Ihre Füße steckten in weichen Turnschuhen.

Sie lächelte uns an und fragte nach unseren Wünschen.

»Es geht uns eigentlich um Pierre«, sagte Meurisse. »Kennen Sie den jungen Mann?«

»Müßte ich das?«

Raffiniert, die Kleine, dachte ich und sah Meurisse kräftig nicken.

»Es wäre besser für Sie.«

»Er ist nicht hier.«

»Vielleicht in der Wohnung?«

»Kann sein.«

Meurisse wurde sauer. »Hören Sie. Ich kann Ihnen einige Schwierigkeiten bereiten, wenn Sie hier die Verstockte spielen.«

»Ich weiß es doch nicht, Mensch.«

»Lassen wir es«, mischte ich mich ein und wandte mich dennoch an das Mädchen. »Gehört Ihnen das Geschäft hier?«

»Ja.«

»Haben Sie es gekauft?«

»Nein geerbt, von meinem Großvater.«

»Weshalb lügen Sie?« fragte ich. »Hat nicht Pierre den Laden übernommen?«

»Auch. Wir sind Partner.« Die war nicht zu packen. Stets verstand sie es, unseren Fragen geschickt auszuweichen. Was sie sagen nicht

wollte, behielt sie für sich.

»Wohnt Pierre noch oben?« fragte Meurisse.

»Sicher.«

»Dann werden wir uns dort umsehen.«

Das Mädchen hob die Schultern. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können.«

»Wie heißen Sie eigentlich?« fragte ich.

»Claudine.«

»Hübscher Name.« Ich lächelte. »Ist denn Pierre Ihr Freund?«

Ihre dunklen Augenbrauen zogen sich zusammen, während sie sich gegen einen alten Schrank lehnte. »Wüßte nicht, was Sie das angeht.«

»Ich frage aus einem bestimmten Grund. Wenn es nämlich so wäre, dann würde mich interessieren, was Sie zu den Eskapaden Ihres Freundes sagen.«

»Spinnen Sie?«

»Nein, aber es ist noch nicht lange her, da hat Ihr lieber Pierre drei Engländerinnen angemacht, als diese auf Besuch in Paris waren.«

Claudines Gesicht verschloß sich. »Das ist seine Sache. Er kann machen, was er will.«

»Natürlich. Ich wollte es auch nur gesagt haben.« Knapp lächelte ich dem Mädchen zu, bevor wir den Trödelladen verließen. Viel hatte unser Besuch nicht gebracht, aber wir drei trauten ihr nicht.

»Die weiß mehr, als sie zugeben will«, erklärte Meurisse, als wir die Treppe hochstiegen.

»Sicher.«

Die Stufen bewegten sich unter unseren Schritten. Auch das Geländer, auf dem unsere Hände lagen, war nicht mehr das stabilste.

Wir waren froh, endlich das oberste Stockwerk erreicht zu haben und sahen eine Tür, die dunkelgrün gestrichen war.

Natürlich war sie verschlossen. Da ein dringender Grund vorlag, die Wohnung in Augenschein zu nehmen, öffnete Meurisse sie mit seinem Spezialbesteck.

Das ging sehr schnell. Er war ein Meister seines Faches.

Gemeinsam traten wir über die Schwelle und fanden uns in einem Raum wieder, der schräge Wände besaß. Zwei Dachgauben waren zur Straßenseite vorgebaut worden. Die quadratischen Fensterscheiben zeigten einen dicken Film aus Schmutz.

Das Dachgeschoß bestand aus zwei großen Räumen. Der erste diente als Schlaf- und Wohnraum. Die Möbelstücke schien sich Pierre irgendwo zusammengesucht zu haben, da paßte nichts zum anderen.

Von der Decke hing ein Korbsessel, und daneben stand ein Stuhl mit gebogenen Beinen. Die Couch hatte auch schon bessere Zeiten erlebt.

An einer Seite schaute eine gebogene Sprungfeder hervor.

Suko und Meurisse waren im zweiten Raum verschwunden. Ich hörte

ihre Stimmen.

»Komm mal her, John.«

Als ich das Zimmer betrat, fielen mir sofort die Käfige auf. Tote Tiere lagen darin. Der Geruch war dementsprechend. Dieser Pierre hatte seine nicht statthaften Versuche an Hamstern und Mäusen ausprobiert. Jetzt waren sie alle tot. Vielleicht an Hunger gestorben oder an den Experimenten.

Auf dem Schreibtisch herrschte ein Chaos. Bücher lagen aufgeschlagen und mit einer Staubschicht bedeckt. Ich schaute mir die Titel an. Diese Werke beschäftigten sich mit Tierversuchen.

»Die Arbeit scheint er abgebrochen zu haben«, meinte Suko.

»Wahrscheinlich wollte er sich mit effektiveren Dingen beschäftigen.«

»Wie das Züchten von Monsterratten oder Riesentauben«, erklärte Meurisse und schüttelte sich.

Wir suchten eine Viertelstunde intensiv, ohne einen Hinweis darauf zu finden, wo sich dieser Pierre jetzt aufhalten könnte.

»Nichts«, stellte Meurisse fest und nahm uns mit dieser Bemerkung das Wort aus dem Mund. Dann tippte er gegen den Schreibtisch. »Ich werde aber herausfinden, wo sich der Kerl befindet. Und zwar nehmen wir uns das Mädchen Claudine vor. Sie muß es einfach wissen oder wird uns wenigstens einen Hinweis geben können.«

Meurisse hatte recht. Claudine war tatsächlich die einzige Spur, die wir hatten.

Wir gingen.

Ich hatte die Spitze übernommen, gelangte auch als erster an die Tür, zog sie auf und blieb steif stehen.

Der Schock traf mich wie ein Hieb in den Magen.

Zwischen Tür und Treppe hockte ein gewaltiges Biest. Schaurig und unheimlich anzusehen.

Eine Riesenratte!

Und sie biß blitzschnell zu…

***

Sie hatte den Würfel des Unheils zurück und einen unbeschreiblichen Triumph gespürt. Sinclair war es nicht gelungen, ihn an sich zu nehmen, obwohl es so ausgesehen hatte, als hätte er es schaffen können. Im Endeffekt war Jane Collins doch schneller gewesen, und zudem hatte ihr der Geisterjäger noch einen großen Gefallen getan, da es ihm gelungen war, den Holzschnitzer auszuschalten.

Die Gefahr durch diesen vom Satan manipulierten Menschen war für Jane Collins sogar so groß gewesen, daß sie sich John Sinclair als Verbündeten gesucht hatte. Fast hätte der Teufel es doch noch geschafft.

Aber das war Vergangenheit. Jane wollte nicht mehr daran denken,

der Würfel war wichtiger.

Ihn zu besitzen, bedeutete Macht zu haben. Bisher hatte sie die Macht noch nicht richtig ausgespielt, denn sie dachte eiskalt darüber nach und drehte nicht durch.

Woher kam der Würfel?

Sie wußte es nicht. Seine Herkunft und seine Entstehungsgeschichte lagen im Dunkeln. Ihr war nur bekannt, daß sich ein mächtiger Dämon einmal des Würfels angenommen hatte.

Das war der Spuk!

Und mit ihm wollte sie es sich nicht verderben. Der Spuk lauerte im Hintergrund, wahrscheinlich wollte er auch nur beobachten und zog wie ein unsichtbarer Regisseur die Fäden. Wenn Jane den Würfel für ihre Zwecke einsetzte und der Grund dem Spuk nicht gefiel, mußte sie dafür bezahlen. Das wollte sie auf keinen Fall.

Deshalb hielt sie sich so zurück.

Von der Hölle wurde sie gejagt. Nicht allein weil sie den Würfel besaß, Asmodis wollte auch mit ihr abrechnen, denn im Prinzip schob er ihr die Schuld am Tod der Oberhexe Wikka in die Schuhe.

Wenn der Teufel einmal von jemandem enttäuscht worden war, vergaß er das nie.

Er konnte seine Rache Jahrhunderte auf Eis legen, um dann im geeigneten Moment zuzuschlagen.

Über das alles hatte Jane Collins nachgedacht und auch über ihr Verhältnis zu John Sinclair.

Sie wußte selbst nicht, als was sie ihn einstufen sollte. Vielleicht als einen unfreiwilligen Verbündeten, denn auch Sinclair kämpfte gegen den Teufel, so war es ganz natürlich, daß sich ihre Wege des öfteren kreuzen würde.

Wenn er allerdings geahnt hätte, an welch einem Platz sich Jane Collins seit einiger Zeit aufhielt, hätte er vielleicht durchgedreht. Sie wohnte wieder in London, hatte sich ein kleines Apartment möbliert gemietet und konnte deshalb die Aktivitäten des Geisterjägers ziemlich gut verfolgen.

Für sie spielte der Würfel die Hauptrolle. Es war ein Orakel, denn er sagte ihr das, was sie wissen mußte.

Zudem konnte sie ihn lenken. Durch ihn empfing sie auch gewisse Stimmungen und Ströme. Wenn sie sich auf ihn konzentrierte, zeigte er ihr sehr genau an, ob da jemand war, der etwas von ihr wollte.

Wie in diesem Fall.

Der Würfel war wie ein Indikator. Jane hatte ihn vor sich auf den Tisch gelegt, hielt ihn mit beiden Händen umfaßt, und sie spürte dabei, daß etwas mit ihm geschah.

Jemand rief sie.

Aber wer?

Sie sah nichts, sie vernahm nur diesen Ruf, und sie hörte ihn wie einen dumpfen Glockenschlag.

Jane Collins starrte auf die Fläche. Sie war farbig, zeigte eine Mischung aus Rot und Violett. Schlieren hatten sich innerhalb des Würfels gesammelt, die wie träger Dampf wirkten.

Wer konnte sie gerufen haben?

Die Antwort bekam sie.

Aus Paris erreichte sie der Ruf, und es war ein junger Mann. Sie sah nur schwach sein Bild innerhalb der Würfelfläche, dennoch erkannte sie, daß man diesen Rufer nicht als normal bezeichnen konnte, denn er stand mit dem Teufel in Verbindung.

Asmodis selbst war nicht zu sehen, nur spürte sie dessen Aura, die der Würfel des Unheils weiterleitete.

Jane lächelte kalt.

Okay, der Satan versuchte es also noch einmal. Das machte ihr nichts.

Sie nahm seine Herausforderung gern an, denn er wollte nicht nur Sie vernichten, es war auch umgekehrt so.

Wenn sie Asmodis eine Niederlage beibrachte, von der er sich nicht erholte, erstarkte sie und hatte freie Bahn.

»Okay«, flüsterte die ehemalige Detektivin. »Okay, ich habe deinen Ruf verstanden, und ich werde ihm folgen. Dann aber sehen wir weiter…«

Ihr häßliches Lachen hallte durch die Wohnung und verklang.

Diesmal würde sie keinen John Sinclair brauchen. Mit diesem neuen Werkzeug des Teufels konnte sie allein fertig werden.

So jedenfalls dachte sie…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 044 »Hände, die der Satan schuf«